



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



ZB  
SW  
33  
2

Digitized by Google

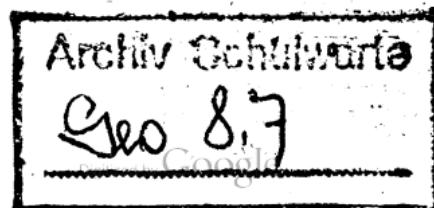
Bibliothek des Progymnasiums  
in Bern.

17.  
2.

ZB SW 133:2

A-575781591

2011







# Reisende Indianer.

Fürst a. Stein v. A. Hause.

A. Schule 1872.



D e s  
Prinzen Maximilian von Wied - Neuwied  
Reiſe  
nach  
Brasilien.

---

Für  
die erwachsenere Jugend  
bearbeitet  
von  
C. Hildebrandt,  
Prediger zu Eilsdorf im Fürstenthum Halberstadt,  
Verfasser von Robinsons Colonie, der  
Winterabende u. s. w.

Schweinfurter Buchdruckerei 1823.  
Zweiter und letzter Band.  
Mit einem Studie.

---

Reutlingen, 1823.  
In der F. J. Macken'schen Buchhandlung.



Reise  
nach  
Brasilien.

---

Zweiter und letzter Band.



---

## Erster Abend.

---

Minna und Josephine sitzen arbeitend am Esche. Wilhelm und Herrmann treten ein.

Herrmann. Nun? — Noch hinter dem Strickzeuge? —

Josephine. Eine sehr naive Frage! — Wo könnten wir besser sitzen?

Wilhelm. Alles zu seiner Zeit! — Aber wenn man eine große Reise vor sich hat —

Minna. Große Reise? — In dem Wetter, in dem der Sturm den Schnee und Regen an die Fenster wirft, daß die Scheiben klingen?

Wilhelm. Und demungeachtet sage ich Dir: Es geht auf Reisen! — Vaters Feldgeräthe ist schon gepackt —

Herrmann. Und wir sind bald mobil. Bei dem ersten Appell hängen wir um und dann geht's zum Thore hinaus —

Josephine. Wohin denn?

Wilhelm. Nach Brasilien.

Minna. Ja — nun verstehe ich Dich erst, Wilhelm. Die Reise machen wir also —

Wilhelm. Auf der Charte und in der Erzählung.

Josephine. Freilich — dann mag der Schnee ellenhoch fallen —

Minna. Und der Sturm noch so sehr heulen —

Wilhelm. Wir stehen auf Nummer Sicher — wir sind im Trocknen. —

Herrmann. Und gesetzt auch, wir wären wirklich jetzt in Brasilien, so würde uns doch der Schnee nicht beschwerlich fallen. Dort ist ja jetzt Sommer.

Josephine. Aber, wenn aus der Reise nur etwas wird?

Wilhelm. Da gebe ich Euch mein Wort. — Sieh, Schwesterchen, ich komme auf des Basslers Stube — liegen da Landkarten, Kupfersstiche, Bücher und der Vater sieht mich kaum, so beschäftigt ist er. Unser einer — wie Du weißt — ist etwas neugierig — ich trete näher — eine ganze wandernde Familie von Indianern zeigt sich da. Ich sehe sie genauer an und finde alte Bekannte.

Minna. Haha! ich kann es schon denken; Robinson, Atkins, Freitag —

Wilhelm. Nein; so alt war die Bekanntschaft nicht. Sie ist erst im vorigen Winter gemacht —

Minna. Also Botocuden —

Josephine. Und Patachus und Machacaris —

Wilhelm. Richtig. Auch den Capitain Keregnatnuck —

Herrmann. Und Zucaremet und Gipaseku —

Wilhelm. Ganz recht — den ganzen Hofstaat. —

Herrmann. — die Rangliste —

Wilhelm. — fand ich. — Mit Einem Wort, der Vater hatte die Fortsetzung der Reise des trefflichen Prinzen Maximilian von Neuwied und — nun künnt Ihr leicht errathen, wozu die Charten und Kupfer heute nöthig sind.

Josephine. Ja, ja — nun geht's nach Brasilien. Gottlob, daß wieder eine Reise vor der Hand ist.

Herrmann. Ja wohl. Wir haben lange genug auf Einem Fleck gestanden!

Minna. Nur will ich nur einem Gedanken rathen, daß er sich bei irgend einer Arbeit finden läßt, die die Aufmerksamkeit nicht hindert. — Mein Strickstrumpf hindert mich nicht am Zuhören —

Josephine. Wie es auch der meinige nicht thun wird. —

Herrmann. Aber was machen wir?

Minna. Ist der Mutter Sorge. — Erbsen — Linsen — Bohnen —

Wilhelm. Schön! Schön! —

Jetzt traten die Eltern dieser guten Kinder in die Stube. Wie es Wilhelm seinen Geschwistern vorher gesagt hatte, traf es ein. Der Vater hatte mehrere Charten und Bücher unter dem Arme. Schon aus seinem freundlichen Gesichte schlossen die Kinder auf etwas, das ihnen Freude machen würde. Mehr noch erfuhren sie dies aus seinen eigenen Worten. Er freute sich der Aufmerksamkeit und der Erwartung, mit welcher die Kinder dieser Erzählung entgegensahen. Jedes der Kinder hatte an dem großen Tische seinen bestimmten Platz. Auch die Eltern nahmen den ihrigen ein, als die Mutter anfieng: „Heute Abend macht Euer Vater den Anfang mit der Fortsetzung der Erzählung des liebenswürdigen Prinzen Maximilian von seinen Reisen in Brasilien. Ihr Beiden, Minna und Josephine, seyd, wie ich sehe, schon mit Arbeit beschäftigt. Euch Beiden, Wilhelm und Herrmann, sehe ich's an den Augen an, daß Ihr auch gern unter der Erzählung des Vaters etwas thun wollt. Für Euch ist hierdurch hinlänglich gesorgt.“ — Die Mutter theilte ihnen während der Zeit, in der der Vater

die Charten ausbreitete, irgend eine Arbeit zu, die der Aufmerksamkeit nicht hinderlich war. Der Vater hatte die Freude, zu sehen, daß die Arbeiten der Kinder schon im vollen Gange waren, ehe er anfieng. Mit jener Freude, die Eltern so viel werth ist, und die gute Kinder ihren Eltern so leicht durch Aufmerksamkeit und Wissbegierde machen können, blickte der Vater auf seine Kinder. — „Wilhelm wird Euch schon gesagt haben, daß wir hente Abend eine Reise anfangen. Die Beschreibung derselben habe ich mit dem grössten Vergnügen gelesen, und ein eben so großes Vergnügen wird es mir seyn, Euch dies alles wieder zu erzählen.

Herrmann. So wie für uns das Zuhören. —

Vater. Der Prinz Maximilian —

Josephine. Von dem wir so lange nichts hörten —

Wilhelm. Und doch so gern, so sehr gern mehr von ihm gehört hätten!

Vater. Der Prinz Maximilian von Neuwied hat durch die Erzählung von seiner weiteren Reise und durch die Beschreibung dessen, was er in jenem fernen Welttheile sah und fand, seinen vielen Verehrern eine große Freude gemacht.

Herrmann. Dazu gehören wir auch.

Mutter. Ganz recht. Ein Fürst, wie er es ist, verdient, daß Feder ihn ehrt.

Herrmann. Das thun wir gewiß! — Nun, Vater, und diese weiteren Reisen?

Vater. Machen wir mit ihm. Wir begleiten ihn, wie das vorigemal, überall. Bald gehen wir mit ihm am Strande des Meeres neben der schäumenden Brandung hin, bald fahren wir mit ihm über einen Fluß. Heute sitzen wir mit ihm in einer Facenda und morgen sehen wir uns in seiner Gesellschaft unter Botocuden und Pataschos. — Einmal gehen wir neben ihm her auf schönen Wiesen und Angern, mit den schönsten Blumen geziert, auf denen die buntesten, prächtigsten Schmetterlinge sich wiegen; und dann begleiten wir ihn in dicke undurchdringliche Urwälder, die nie ein Mensch betrat; in denen sich kein Weg und kein Steg findet; wo Dornen, Schlingpflanzen und andere Gesträuche den Fußboden so bedecken, daß wir mit dem Beil in der Hand uns erst eine Bahn machen müssen. Bald freuen wir uns der Schönheit der Papageyen und der glänzenden Collbris, und bald erschrecken uns Schlangen, wilde Thiere und ein ganzer Schwarm großer brauner Wespen, die auf uns und unsere Maulthiere haufenweise fallen. Hier und da giebts auch einmal einen Wasserfall, zwischen dessen Felsen wir mit dem Kahne uns durchwinden.

Herrmann. Schade, daß alles dies nur Beschreibung ist! Mitmachen, selbst in eigener Person müßte man so etwas mitmachen! Was mehnst Du, Wilhelm?

Wilhelm. Daß ich der Letzte nicht wäre, wirst du doch wohl glauben. Wo Andere durchkommen, würde ja unser einer auch einen Weg finden.

Josephine. Nicht wahr, Minna — wir Beiden denken.

Wilhelm. Möchtest auch mit Eurer Spinnwebe-Garderobe übel fahren.

Vater. Auf allen solchen Wegen finden wir unsren edeln Prinzen. Seine Wissbegierde und sein Eifer, Andere von dem zu unterrichten, was ihm in diesem fernen Erdstriche merkwürdig war, ließen ihn alle Gefahren, alle Mühseligkeiten verachten. Sein edler, schöner Endzweck stand ihm beständig vor der Seele, und da war nichts im Stande, ihn muthlos zu machen.

Mutter. Das merkt Ihr Beiden, Wilhelm und Herrmann. Was der Mensch sich Gutes und Edles vornimmt, das kann er fast jedesmal erreichen. Die Vorsehung Gottes unterstützt ihn dabei; das lehrt Euch die Geschichte jedes großen Maunes. —

Vater. Sehr wahr. Wie hätte der Prinz sonst alle die Gefahren und Strapazen ertragen können? — Doch nun zur Fortsetzung der Erzählung selbst. — Der Prinz hatte in dieser Gegend ein sehr merkwürdiges Volk kennen gelernt, nämlich —

Herrmann. Die Botocuden.

Wilhelm. Kerengnatnuck, Zucaremet und Gipaleiu —

Minna. Honoratioren dieses Volks.

Herrmann. Generale und Anführer.

Josephine. Mit dem Keil durch Lippen und Ohren.

Vater. Schon gut. Ich sehe, Ihr habt gut behalten.

Wilhelm. Ei, die Rangliste muß man nie vergessen.

Herrmann. Und noch weniger die Mosden; nicht wahr, Josephine?

Vater. Dies sehr merkwürdige Volk war dem Prinz wichtig. Er gibt uns daher im Anfange seiner neuen Reisebeschreibung noch sehr viele Nachrichten über diese Wilden.

Minna. Die uns gewiß eben so wichtig sind. Erzähle Du uns nur recht viel von dem Volke, das unserm Prinzen so viel werth war. Wir hören es gern.

Wilhelm. Hast Du uns doch selbst bei einer andern Gelegenheit gesagt, daß für den Menschen nichts so wichtig ist, als die Geschichte des Menschen, als die Beschreibung seiner Sitten und Gebräuche.

Vater. Da hast Du Recht. Nicht blos die gesitteten, gebildeten Völker sind es uns in dieser Hinsicht, sondern auch die rohesten und wildesten. Und warum? —

Monna. Weil sie Menschen sind.

Mutter. Gut geantwortet. Ihre Geschlechte und die Beschreibung ihrer Sitten ist uns wichtig, denn aus ihren Nachkommen kann und wird werden, was wir sind, ein gebildetes Volk, das Künste, Wissenschaften und Religion hat; so wie unsere Vorfahren einst waren, was sie jetzt sind, ein Volk ohne Cultur, ohne Bildung.

Vater. Gewiß. Unsere Vorfahren vor mehreren tausend Jahren standen gewiß auf keiner höhern Stufe der Bildung, als die Vottocuben. Und einst nach Jahrhunderten edunen die Nachkommen dieses Volkes unter die gebildetsten Nationen gerechnet werden. Die Forschung wird dafür schon sorgen. — Nun zur Beschreibung selbst, bei der ihr die Charte zur Hand nehmen müßt. — Seht hier dies ungeheure Land mit seinen unersteiglichen Gebirgen,

mit seinen Strömen, mit seinen noch von keinem Europäer durchstrichenen Wüsten — in diesem Lande leben jetzt noch in den unwirthbarsten Gegenden manche Stämme der Urbewohner, die noch nicht einmal ihrem Namen nach bekannt sind.

*Josephine.* Und die man auch wahrscheinlich so bald noch nicht wird kennen lernen.

*Vater.* Leicht möglich, daß Deine Vermuthung eintrifft. Das Reisen in diesen Gegendern ist mit zu großen Gefahren, zu angreifenden Mühseligkeiten verknüpft, als daß sich Viele, sie zu unternehmen finden möchten. Vielleicht wird durch den jetzigen Krieg vieles hell, was sonst dunkel geblieben wäre; vielleicht wird unser Welttheil dort mit Völkern in Verbindung kommen, die man früher nicht einmal dem Namen nach kannte. Sogar hier in der Ausdehnung zwischen dem Meere und dem höchsten Kamm der Urgebirge und Urwälder und von Bahia de Todos os Santos. —

*Herrmann.* Wie heißt das: Bahia? —

*Vater.* Bahia de Todos os Santos, oder die Bay, der Meerbusen aller Heiligen, weil er gerade an dem Tage entdeckt wurde, der unter dem Feste aller Heiligen im Kalender steht. — Also sogar hier von dieser Bay an, bis zu Rio Janeiro —

Wilhelm. Huja, der Stadt erinnere ich mich noch aus der vorigen Erzählung. Sie ist die Hauptstadt Brasiliens und der Haupthafen des südlichen Amerikas am Janeirofluß. Auf manchen ältern Charten steht sie unter dem Namen San Sebastian. Ist's recht, Vater? —

Vater. Gut behalten. — In dieser Gegend, zwischen dem dreizehnten und drei und zwanzigsten Grade der südlichen Breite, leben viele umherziehende Völker, von denen man bisher nur wenig und fast gar nichts wußte. Unter diesen zeichnen sich diese uns so wichtig gewordenen Botocuden durch mancherlei Eigenheiten aus.

Herrmann. Also in dieser Gegend gehören sie zu Hause!

Vater. Ja. Früher bezeichnete man alle diese verschiedenen Stämme der hier in ganz Süd-Amerika wohnenden wilden Völker mit dem schrecklichen Namen der Antropophagen —

Josephine. Schrecklicher Name? —

Vater. Sehr schrecklicher Name; denn er bedeutet: Menschenfresser.

Wilhelm. Dann gehören auch wohl die alten Bekannten von Robinson her zu diesem Volke?

Herrmann. Die aus Freitag und seinem Vater ein Gericht machen wollten?

Wilhelm. Bei dem aber Freund Robinson in die Quer kam? —

Vater. Ja. Nur mit dem Unterschiede, daß diese um hundert Meilen weiter nördlich am Dronoko wohnten. — Alle diese Völker, zu denen unsere Botocuden gehörten, waren auch sonst unter dem Namen Aymores oder Aymbores berüchtigt. Sie waren besonders den Portugiesen —

Wilhelm. Die im siebzehnten Jahrhundert unter Juan Fernandez de Viera sich hier von neuem festsetzten. Nicht so?

Vater. Ja. — Diesen Portugiesen waren sie besonders furchtbar. Sie benützten die Schwäche dieser neuen Ankommmlinge — sie überfielen sie oft, und einzeln durfte sich kein Portugiese schen lassen, wenn er nicht die Beute dieser moxigieigen Wilden werden wollte.

Herrmann. Das war eine üble Nachbarschaft! — Gieng denn das lange so hin? —

Vater. Es mochten immer fünfzig Jahre darüber hingehen, ehe alle die Portugiesen, die nun von Europa aus verstärkt waren, auf den Gedanken kamen, einen vereinten Angriff auf diese wilde Nachbarn zu machen.

Minna. Das hätten sie früher thun sollen!

Vater. Vielleicht waren sie früher zu schwach zu einem solchen gewagten Unternehmen; viels

vielleicht fehlte es an einem entschlossenen Anführer —

Wilhelm. Vielleicht am Pulver und Blei.

Vater. Wohl möglich. Vielleicht wollten sie durch Güte ihre Nachbaren zu ihren Freunden machen. —

Herrmann. Was aber hier der rechte Weg nicht war.

Vater. Schwerlich. Die Portugiesen waren daher gezwungen, den Weg der Nothwehr und des Angriffs zu wählen. Sie giengen entschlossen auf diese wilden Horden los und trieben sie nach mehrern glücklichen Gefechten in die dicken Urwälder zurück, in denen sie jetzt unter dem Namen Botocuden —

Herrmann. Bivouakiren. — Da werden denn wohl die Europäer nicht oft einen Besuch machen; wenigstens nicht einzeln und unbewaffnet.

Minna. Gewiß nicht.

Vater. Dies Vertreiben der Wilden von der Küste des Meeres war um so nöthiger, da die Geschichte ihrer Verheerungen von Porto Seguro, von Amaro und Ilheos, lauter Portugiesische Ansiedlungen, noch jetzt in schrecklichem Andenken ist.

Josephine. Gottlob, daß sie fort sind! Ich möchte wenigstens solche Nachbaren nicht haben!

Reise nach Brasilien, II.

Wilhelm. Ge nun — wenn man sie einsmal hat; dann muß man schon suchen, mit ihnen fertig zu werden. Ich dachte, ein recht dichtes festes Haus, gutes Gewehr, genug Pulver und Kugeln —

Herrmann. Und dreister Muth sollte sie unser einem doch wohl vom Leibe halten. —

Wilhelm. Wie es Robinson machte.

Vater. Gerade so machten es die Portugiesen. — Ob nun aber gleich die Botocuden von der Küste verdrängt sind, so haben sie doch ihren Wohnsitz in jenen, nur wenige Tagereisen von dem Meere liegenden Urwäldern aufgeschlagen. Ihr District liegt zwischen den beiden Flüssen Rio Pardo und Rio Doce; da hingegen einige andere Stämme der Wilden, die Patachos und Machacalis, sich näher an der Seeküste aufhielten. Auf der Abendseite, oder tiefer ins Land hinein, dehnen sich die Botocuden bis an die von den Europäern bewohnten Gegenden der Provinz Minas Geraes.

Herrmann. Ich glaube, wir kennen das Reich der Botocuden besser, als sie selbst.

Minna. Das ist möglich; denn der Unterricht in der Erdbeschreibung mag bei diesem Volke wohl nicht weit her sein!!

Vater. Ueberall führt man Krieg gegen sie, außer in der Gegend am Rio Belmonte, wo dieses Volk in ungestörter Ruhe lebt. — Dies ist eine kurze Beschreibung des Wohnsitzes dieses merkwürdigen Volkes. Von seiner frühen Geschichte wissen wir wenig. Das Alles, was uns die, auf alles Merkwürdige achtenden Jesuiten, die sich in Süd-Amerika aufhielten, von ihnen melden, aufbewahrt haben, beweiset, daß sie mit Recht zu den wildesten und rohesten Völkern gerechnet und als solche gefürchtet werden müßten. Ein Urtheil, das, so hart es auch scheint, sich in den gegenwärtigen Zeiten noch immer bestätigt.

Den Namen Botocuden hat dies Volk von den großen ungeheuern Holzpflocken, mit denen es die Lippen und die Ohren verunstaltet.

Mina. Also von der Mode ist der Name des Volks hergenommen? Bei uns pflegt das umgekehrt zu seyn.

Vater. Das Wort botoque bedeutet im Portugiesischen ein Fäß-Spund.

Wilh. Wirklich hat auch der Zierrath die meiste Lehnlichkeit mit dem Spunde eines Fasses.

Vater. Die Botocuden selbst hören diese Bezeichnung nicht gern; sie scheint ihnen ein Schimpfwort zu seyn.

Wilhelm. Du, Herrmann, das müssen wir uns merken.

Herrmann. Wenn wir mal unter sie gerathen. Nicht so? —

Vater. Sie selbst nennen sich: Engerackung.

Herrmann. Sage mir Einer, daß die Namen der Russischen Völker in Asien schwer sind. Engerackung — den Namen vergesse ich gewiß nicht. —

Vater. Dies Volk zeichnet sich unter allen Wilden durch einen schönen Bau des Körpers und durch eine schöne Bildung vor allen übrigen wilden Völkern aus; Hände und Füsse sind zierlich, ihr Auge feurig und lebhaft, die Nase und der Mund sind etwas dick, die Farbe der Haut ist rothbraun; das Haar ist Kohlenschwarz und die Zähne schön gesformt und blendend weiß. —

Josephine. Das Alles möchte angehen; aber der häßliche Fäß-Spund!

Mutter. Den macht die Mode schön und unentbehrlich, wie bei uns die Ohrringe.

Vater. Freilich zeichnet diese Mode das Volk aus. Die Botocuden durchstechen die Ohrlappen und die Unterlippe, und erweitern diese Dehnungen durch immer dicke und größere Pflocke, die sie aus leichtem Holz schneiden. Das Gesicht muß dadurch eine höchst widerliche Gestalt erhalten.

Minna. Wann thun sie denn das?

Vater. Das kommt auf den Willen des Vaters an. Der Regel nach geschieht's im siebenten oder achten Jahre.

Wilhelm. Gottlob, dann sind wir Alle aus diesen Pflock = Conscriptionsjahren heraus! Nun mag es hier Mode werden oder nicht; wir Alle sind sicher.

Josephine. Das muß eine schmerzhafte Operation seyn!

Vater. Wie Du Dir leicht denken kannst. Man spannt mit Gewalt die Ohrzipfel und Unterlippe aus; dann stößt man mit spitz geschlitzten Hölzern Löcher hinein; vereinigt diese zu einer einzigen Deßnung, in welche man erst Kleinere, mit der Zeit aber immer größere Keile treibt, die endlich Ohrzipfel und Lippen zu einer ungeheuren Weite ausdehnen. Ein solcher Spund erreicht mit der Zeit die Dicke von fast einer Viertel = Elle. Das Holz, das man dazu nimmt, hat die Form einer Tabaksdose; und ob es gleich ziemlich leicht ist, so zieht es doch bei alten Leuten die Lippe niederwärts, da sie bei jungen Leuten gerade vor sich hin steht. Die Dehnbarkeit dieser Lippen - Muskeln ist so stark, daß die Lippen endlich blos wie ein um das Holz gelegter Riemen erscheinen, ohne zu zerreißen. —

*Josephine.* Vater, Du weißt, daß wir Mädchen gern von Moden hören, aber diese ist mir doch etwas zu rund. Ganz angst wird man ja schon bei der Beschreibung. Erzähle nichts mehr davon. Ich bitte. —

*Wilhelm.* Ich dachte gar. Erzähle Du nur, Vater. Hochmuth will Zwang haben. Wenn die Mode hier erst herkommt, dann wird Keiner mit seinen Ohren und Lippen erst Rücksprache nehmen.

*Herrmann.* Es ist auch wahr. Wie müssen die armen Botocuden thun.

*Vater.* Die Botocuden können den Kell nach Belieben aus den Lippen herausnehmen.

*Josephine.* Wie wir die Ohrringe.

*Vater.* Dann hängt der Lippenrand schlaff herab und man sieht die Zähne.

*Minna.* Wirklich müssen sie dann liebenswürdige Figuren machen!

*Vater.* Auch ist der Fall nicht selten, daß ein solcher Ohren- oder Lippenrand zerreißt.

*Wilhelm.* Bei ihren Balgereien mag das wohl oft vorkommen.

*Josephine.* Und dann?

*Vater.* Dann binden sie mit dem Bast einer Schlingpflanze die Enden zusammen und so ist der Ring wieder hergestellt. — Da nun

aber der Holzkeil beständig gegen die mittlern Zähne des Unterkiefers drückt und sie reibt, so fallen diese entweder schon sehr früh aus, oder bleiben schief und ungestaltet. Bei alten Votos cuden sind die Büchsen der Zähne des Unterkiefers sogar weggerieben, und der Kiefer selbst hat die Schärfe eines Messers.

Herrmann. Wie geht es denn aber mit dem Essen?

Josephine. Und mit dem Sprechen? mit dem Singen?

Vater. Gewiß nicht zum Besten. Der Zierath muß sehr hinderlich dabei seyn, so wie er auch gewiß die Reinlichkeit nicht sonderlich beförderdert. Uebrigens geben diese Keile einen Handelsartikel ab. Die Votocuden verkauften und vertauschten besonders die Ohrspunde gern.

Wilhelm. Hatten sie denn Vorräthe davon bei sich?

Minna. Oder irgend ein Surrogat?

Vater. Reins von Beiden. Sie wußten sich dadurch zu helfen, daß sie den leer gewordenen Ring des Ohrläppchens über den obern Theil des Ohres hingen, bis sich wieder ein Zierath dieser Art fand.

Josephine. Trugen denn die Weiber und Mädchen sich auch so?

Walter. Eben so. Nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die Spunde um etwas kleiner und zierlicher waren. — Uebrigens müßt Ihr diese seltsame Mode, die Lippen zu durchbohren, nicht allein auf die Rechnung der Botocuden schreiben. Viele Amerikanische Völker haben diesen Gebrauch. Die Tupinambas an den Brasilianischen Küsten tragen grüne Steine in den Lippen; andere schmücken sich mit einem durch die Unterlippe getriebenen Stück Holz, das die Gestalt einer Zunge hat. — Wiederum haben andere Nationen die Ohrzipfel noch weiter ausgedehnt als die Botocuden; tragen aber nicht, wie diese, einen Holzkeil; sondern einen Blumenstrauß in den Oeffnungen.

Josephine. Darin ist doch noch Geschmack!

Walter. Auch auf den neuer entdeckten Inseln der Südsee herrscht die Mode, Lippen und Ohren zu durchstechen und Zierrathen in den Oeffnungen zu tragen. Ja es giebt in der Mitte von Südamerika ein Volk, das unsere Botocuden noch an Sonderbarkeit übertrifft.

Minna. Das will doch viel sagen!

Walter. Das Volk zieht die Ohrzipfel erst ungewöhnlich lang und schlägt sie dann auf, wodurch es eine Art von Tasche erhält. — Kurz, man sieht, auf welche Thorheiten der rohe Natur-

turmensch verfällt, um sich nach seiner Meinung schöner zu machen als ihn die Natur bildete.

Mutter. Vater, ich fürchte, dieser Vorwurf trifft nicht allein den rohen Naturmenschen.

Vater. Hast nicht Unrecht. Manche unserer Moden geben ein Recht zu diesem Tadel.

Minna. Ob denn die Mode der Botocuden eine alte oder eine neue ist?

Vater. Gewiß das erste. Und dies beweise ich Euch durch dies Buch, das ich hier habe.

Herrmann. Dies alte?

Vater. Wie Du siehst. Dies Buch ist ein Atlas, den ein alter Geograph, Claudius Ptolomäus verfertigte, und den ein berühmter Mann, Wilibald Pirckheimer, vor dreihundert Jahren übersetzte. Hier seht dies alte Kupfer neben der zweiten Tafel. Was seht Ihr?

Wilhelm. Wirklich zwei Botocuden, wie sie leben und leben!

Herrmann. Und die wahrscheinlich noch größere Keile in den Lippen getragen haben, denn die Ränder hängen noch tiefer herab.

Josephine. Wo indgen sie die Keile selbst gelassen haben.

Minna. Wer weiß das! vielleicht einem Kuriosen Liebhaber verkauft.

Reise nach Brasilien. II.

3

Vater. Ihr seht, wie genau auf diese Weiden die Beschreibung paßt, die der Prinz von den Botocuden macht; die ungeheueren Ränder, die durch die Deßnung sichtbaren Zähne.

Minna. Die nicht von der zu kleinen Art sind. —

Wilhelm. Wohnten denn diese Beiden da, wo sich jetzt die Botocuden aufhalten?

Vater. Nein. Sie wohnten, wie Du hier auf der etwas anders, als unserer jetzigen, gezeichneten Charte von Afrika siehst, in einem Reiche dieses Welttheils. Die Aehnlichkeit mit den Botocuden ist auffallend.

Herrmann. Vielleicht haben die Botocuden ihre Mode von diesen Afrikanern angenommen?

Minna. Nicht möglich. Die beiden Völker sind nie mit einander in Verbindung gewesen.

Vater. Gewiß nicht; denn kaum zwanzig Jahre früher, als dies Kupfer gestochen ist, wurde Amerika entdeckt. Es wird also wohl dabei bleiben, daß dies Durchbohren der Lippen und Ohren ein Gebrauch ist, auf den fast alle wilde Naturmenschen verfielen. — Doch nun weiter. Eine zweite äußere Verzierung des Botocuden besteht in der Verschneidung des Kopshaares.

Josephine. Und diese?

Vater. Besteht darin, daß sie den Kopf bis drei Finger breit über die Ohren hinauf glatt abscheeren. Oben auf dem Kopfe lassen sie, wie einen Hahnenkamm, einen Buschel oder eine kleine Haarkrone stehen, die sie von allen übrigen Bewohnern der Ostküste Südamerika's unterscheidet.

Josephine. Die Mode ließe sich allenfalls mitmachen.

Minna. Wenigstens bleiben Ohren und Lippen dabei außer Gefahr.

Herrmann. Und, was die Hauptsache ist, sie hindert am Essen und Trinken nicht.

Vater. Aber schwerlich eine andere Mode, die des Bemalens.

Wilhelm. Ge nun, Vater, im Fall der Noth ist's doch immer bequemer, sich bunt malen als bunt tätowiren müssen.

Vater. Freilich mag das Letztere seine großen Unbequemlichkeiten haben. Die Bewohner der Ostküste von Südamerika wissen nichts von diesem Tätowiren, das auf den Südseeinseln so allgemein ist. Da sie aber doch einmal bunt seyn wollen, so malen sie sich mit Farben, die sie aus Blättern und andern Gewächsen bereiten.

Josephine. Wahrscheinlich richten sich diese Farben auch nach dem Stande und der Person?

Vater. Leicht möglich. Gewöhnlich malen sie den ganzen Körper schwarz, die Hände unter den Elbhogen und die Füße unter den Waden behalten ihre natürliche Farbe, indem das Gesicht gelbroth angestrichen wird. Andere theilen sich durch Farbe; die rechte Seite oder Hälfte des ganzen Körpers z. B. ist kohlschwarz, die linke bunt; wieder andere malen sich streifig.

Mina. Wahrscheinlich ist das alles sehr fein gemalt!

Josephine. Gewiß. Dazu nun die schönen Lippen, die niedlichen Ohren.

Vater. Wie viel sie auf diese Malerei halten, könnt Ihr daraus schließen, daß sie beständig eine Schildkrötenschale mit Farbe bei sich haben.

Josephine. Je nun, ein Schminkbüschchen von Schildpatt könnte schon hier zu Lande Befall finden. —

Mutter. Besonders, wenn es so fein gearbeitet ist, als wahrscheinlich die der Botocuden.

Vater. So bemalt und gepunktet könnte nun der Botocude überall bestehen; aber dies alles ist ihm noch nicht genug. Ein Halsschmuck von Fruchtkernen oder schwarzen Beeren, auf einen Faden gereihet, darf nicht fehlen, wiewohl dieser Schmuck nur von den Weibern seltener, und fast nie von Männern getragen wird.

Wilhelm. Wie bei uns zu Lande.

Vater. Dagegen tragen die Männer um den Hals an einer starken Schnur ein Messer; dies besteht oft blos aus einem Stück Eisen, oder einer alten Messerklinge, die an ein kleines Stück Holz gebunden ist. Die Anführer haben das Vorrecht, auf ihren Köpfen und an dem Körper herum Papageyensfedern zu tragen, die sie mit Wachs in dem Haarbüschel befestigen. Diese Federn sind aschgrau und schwefelgelb.

Minna. Viel Geschmack.

Josephine. Besonders wenn man das Ganze zusammennimmt.

Vater. Die unter diesen Völkern, die mit Europäern im Handelsverkehr stehen, besitzen schon kleine Spiegel, kleine rothe Tücher und zum Halspunkt Rosenkränze. Uebrigens findet man selbst in dem, was dieses Volk sich macht, äusserst wenig Kunstfinn. Andere wilde Völker sind darin viel weiter.

Wilhelm. Zum Beispiel die Bewohner einiger neuentdeckten Südsee-Inseln.

Vater. In Hinsicht der Geisteskräfte und des Characters sind diese Wilden sich alle gleich. Die roheste, wildeste Sinnlichkeit beherrscht sie; ob man ihnen gleich eine aufmerksame Wissbe-

gierde und in ihren Urtheilen einen gewissen treffenden Witz nicht absprechen kann.

Herrmann. Wist Ihr wohl? Freitag und die übrigen Wilden auf Robinsons Insel?

Vater. Nur mit dem Unterschiede, daß Freitag eine Fülle von Gnädigkeit hatte, die diesen Botocuden fast ganz fehlt. Sie sind äußerst rachsüchtig und aufbrausend. Hat man Einen von ihnen beleidigt, oder bildet sich Einer von ihnen ein, daß er beleidigt ist, so kann man sicher darauf rechnen, daß er sich schrecklich rächen wird. Sie sind äußerst aufwallend in ihrem Zorn, und die geringste Beleidigung kann sie in Wuth bringen. Ein Botocude in der Nähe eines Gehöftes am Belmonte erschoß seine Frau, die sich durch körperliche und geistige Vorzüge auszeichnete, weil sie mit einem andern Botocuden freundlich gesprochen hatte. — Ein Soldat gieng am Belmonte mit einigen Botocuden auf die Jagd; einer der sonst ganz friedlich gesinnten Botocuden verlangte das Messer des Soldaten, und da dieser sich weigerte, schoß ihn der Botocude todt. Eines Tages hatte ein Unterofficier in dem Quartel Urcos in Abwesenheit des Oberofficiers einige Botocuden nach ihrer Ansicht etwas zu streng behandelt. Mit einem male beredete sich das ganze Volk, sie machten gemeins-

schäftliche Sache, zogen sämmtlich fort; und nur mit der grössten Mühe und mit guten Worten konnte man sie zurückbringen und den Frieden erhalten. Wenn eine solche Unruhe entsteht und sie wollen sich zusammenrufen, so bedienen sie sich der abgestreiften Schwanzhaut des großen Gürtelthiers als eines Sprachrohrs.

Herrmann. Als ein Signalhorn zum Appell.  
 Vater. Auch das. Freilich haben an ders gleichen Auftritten die dort wohnenden Europäer oft selbst Schuld. Werden diese Wilden mit Offenheit und Güte behandelt, so sind sie ebenfalls treuherzig und auhänglich. Sie vergessen eine gute Behandlung nicht; sie erzeigen sich dankbar. — In der Nähe von St. Cruz lebte eine Europäische Familie, in welcher ein junger Botocude Zutritt hatte und stets gut behandelt war. Seine Landsleute streiften feindselig in jener Gegend umher. Eines Tages kam der junge Wilde in das Haus gerannt, und gab durch angstliche Zeichen zu verstehen, daß man sich retten müge, da ein ganzer Haufen seiner ansgebrachten Landsleute im Anzuge sey.

Herrmann. Das war brav von dem jungen Botocuden!

Vater. Das Unglück wollte, daß Keiner auf die Warnung achtete. Die Botocuden las-

men an und beinahe alle Bewohner wurden gesmordet. —

*Josephine.* Gott bewahre jeden vor dergleichen Nachbaren!

*Vater.* Ein sehr erlaubter Wunsch; denn weder ein inneres, noch äusseres Gesetz bindet diese Menschen und der unbedeutendste Vorfall kann sie in Harnisch jagen. Um sichersten möchte es immer seyn, ihnen so viel als möglich auszuweichen. Mit den Portugiesen am Belmonte-Fluß leben sie sehr einig, da sie überzeugt sind, daß diese Europäer es gut mit ihnen meynen.

*Wilhelm.* Es bleibt immer eine fiktliche Nachbarschaft.

*Mutter.* Du wenigstens müßtest Dich sehr ändern, wenn du mit ihnen fertig werden wolltest. Dein Hitzkopf möchte Dich in manche Verlegenheit bringen.

*Minna.* Was auch geschehen wird, wenn keine Botocuden in der Nachbarschaft sind.

*Vater.* Ein fernerer Hauptzug in dem Charakter des Botocuden ist eine ungemeine Trägheit und Arbeits scheu.

*Wilhelm.* O pfui! das taugt nicht. Ihre Hitze wollte ich allenfalls noch entschuldigen; aber das Liegen auf der faulen Bärenhaut —

Water. Läuft nichts. Der Botocude sieht oder liegt müßig in seiner Hütte, bis der Hunger oder ein anderes Bedürfniß ihn aufstrebte. Selbst dann befiehlt er blos, und Weiber und Kinder müssen die Arbeiten verrichten.

Josephine. Wahrscheinlich eine Folge des heißen Klima's, das den Menschen zu aller Unzucht unlustig macht.

Water. Nichts weniger als das. Der Gründländer und der Eskimeau, die doch beide in einem kalten, äußerst kalten Klima leben, sind eben so faul, eben so unthätig als die Bewohner des heißern Himmelsstriches. — Indessen sind doch die Botocuden nicht so träge als eine andre, dort wohnende Nation, die Guaranis, die Alles übertreffen, was man sich von Faulheit denken kann. Die Botocuden sind wenigstens lustig, aufgeräumt und reden gern. Verspricht man ihnen etwas Mehl und Branntwein, so gehen sie den ganzen Tag mit auf die Jagd. Aber dies ist auch das Einzige, wozu sie Lust haben. Alles Webrige ist Sache der Weiber. Sie müssen die Hütten bauen, allerlei Früchte zur Nahrung besorgen, und auf Reisen sind sie beladen und bepackt wie die Kamelle.

Minna. Das thäte ich nicht!

Wilhelm. Freiwillig werden die armen Weiber diese Arbeiten auch nicht übernehmen: Und es mag den Herren wohl erst Mühe genug gemacht haben, ehe sie ihre Herrschaft so weit ausdehnten.

Vater. Die Weiber werden überdem noch sehr hart gehalten, und häufige Narben am Körper beweisen, wie viel die Armen von dem rasch aufwallenden Zorn der Tyrannen zu ertragen haben.

Josephine. Da mag es mit der Erziehung und dem Unterrichte gut stehen!

Vater. Davon weiß der Botocude nichts. Die vielen und mühsamen Arbeiten erlauben den Weibern nicht, sich viel um ihre Kinder zu kümmern. Sind diese noch klein, so tragen sie sie beständig auf dem Rücken mit sich umher; sind sie etwas größer, so bleiben sie sich selbst überlassen, wo sie dann schnell ihre Kraft gebrauchen lernen. Der kleine Botocude kriecht im Sande umher, bis er den kleinen Bogen spannen kann; alsdann fängt er an, sich zu üben, und nun bedarf er keine weitere Lehre zu seiner Ausbildung, als die, die ihm die Natur giebt. Die Liebe zu einem freien, rohen und ungebundenen Leben drückt sich ihm von früher Jugend an tief ein, und wird durch seine ungebundene Lebensart

immer grösser. Alle die wilden Botocuden, die man aus ihren Urwäldern entfernt und in die Gesellschaft der Europäer gezogen hatte, hielten wohl eine Zeitlang diesen Zwang aus, sehnten sich indessen immer nach ihrem Geburtsort zurück und entflohen gewöhnlich.

Minna. Das war eigentlich kein Fehler.

Mutter. Nein. Es ist vielmehr ein Beweis, dass nichts so sehr anzieht, als der vaterländische Boden und die frühere Lebensart. Ein Mensch, der seine frühen Jahre und seine Jugend als Jäger oder Hirte in freier Natur hinbrachte, wird sich in der schönsten Stadt nicht ganz behaglich fühlen, und wird mit Freuden in seine Wälder und auf seine Triften zurückgehen.

Vater. Diese, den Europäern entflohenen Botocuden, schafften nachher den Colonien oft sehr großen Nutzen, wenn man sie gut behandelte; war dies aber der Fall nicht, danit wurden sie den Ansiedlungen der Europäer desto gefährlicher, je mehr ihnen die Schwächen solcher Wohnplätze bekannt waren. Doch weiter. Wenn eine Horde Botocuden im Walde angezogen kommt, um sich dort häuslich niederzulassen, so zünden die Weiber zuerst ein großes Feuer an.

Herrmann. Weshalb denn? Um etwa gleich zu kochen, oder zu braten?

Vater. Nein. Es ist dies blos ein Gebrauch der rohen Völker, um dadurch anzugeben, daß sie die Gegend in Besitz genommen haben. Dies Feuer zünden sie vermbige einiger dazu gerecht geschnittenen Hölzer an, die sie bis zur Entzündung reiben.

Herrmann. Ach so wie Freitag, als Robinson Feuer haben wollte und mit der Art, wie die Wilden Feuer anmachen, nicht umgehen konnte?

Vater. Ja. Nur mit dem Unterschiede, daß die Botocuden in ein, auf der Erde liegendes Holz, ein Loch bohren, und in dieser Öffnung ein anderes, mit einem Stück Pfeilrohr verlängertes Holz so lange zwischen den flachen Händen reiben, bis das in der Öffnung liegende trockne Moos sich entzündet. Sobald das Feuer brennt, fangen die Weiber den Hüttenbau an, die sie mit den größern Blättern der Eocospalme decken.

Minna. Der Bau muß also wohl nicht viel Umstände machen.

Josephine. Das Zurechtstellen der Meubles abgerechnet.

Vater. Auch dies macht wenig Umstände, da sie theils aus einigen Steinen bestehen —

Wilhelm. Steinen?

Vater. Ja. Sie liegen in der Mitte der Hütte, theils um Feuer auf ihnen anzumachen, theils um die harten Cocosnüsse aufzuschlagen. Alles übrige Hausgeräthe liege auf der Erde umher. Auch dieses ist sehr einfach, und besteht aus lauter Geräthschaften, die die Weiber machen müssen. Dahin gehören Kochtopfe, die sie aus einem grauen Tone am Feuer versetzen. Zu ihren Trink- und Wassergefäßen bedienen sie sich der Kürbisschalen, und einer Art Rohr, das über zwanzig Ellen hoch wächst und die Dicke eines starken Armes erreicht. Sie schneiden ein solches hohles Rohr in so viele Stücke, als es Knoten hat, und haben dann eben so viel, unten durch die Knoten verschlossene Trinkgefäß. Aus den Fäden einer Palme machen sie Schnüre zu Angeln und zu Bogensehnen; ein Geschäft, wobei die Kinder helfen müssen. — Allerhand Früchte und andere Lebensmittel, so wie die Waffen und das nöthige Rohr und Federn zu Pfeilen machen den Rest des Hausrathes aus.

Mina. Und so ist denn alles, wie es seyn muß?

Vater. Wie es seyn muß. Das erste Bedürfniß des nun so eingerichteten Wilden —

Herrmann. Ist gewiß nun die Mahlzeit nicht so? —

Vater. Richtig. Die Lust des Botocuden hat keine Gränzen; er ist dabei äußerst gierig und während der Mahlzeit ist er für alles Anderes taub und blind. Giebt man dem Botocuden genug zu essen, so ist dieß der sicherste Weg, zu seiner Freundschaft zu gelangen.

Minna. Das gilt auch von manchem Ausdern.

Vater. Fügt man noch einige Geschenke hinzu, so kann man sich auf seine Unabhängigkeit ganz verlassen.

Wilhelm. Wo aber findet denn der Botocude seine Lebensmittel?

Vater. Die Natur hat dem rohen Menschen zur Befriedigung seines Hungers die Thiere des Waldes angewiesen; sie lehrte ihn die Jagd und ließ ihn beinahe in allen Theilen unserer Erde dieselbe rohe Waffe, den Bogen und den Pfeil erfinden. Unter allen Waffen der rohen Wilder ist der ungeheure Bogen des Brasiliäners mit dem dazu im Verhältniß stehenden Pfeile, die furchtbarste. Ein kräftiger, untersetzter Botocude, mit scharfem Auge, mit starkem Arm, von Jugend auf geübt, das steife zähe Holz des hohen Bogens zu spannen, ist in der finster verschlochtenen Urwildnis wirklich ein Gegenstand des Schreckens. Versteckt zwischen

dickem Gesträuch oder in den belaubten Nesten eines Baumes steht oder sitzt er da und erwartet mit auf dem Bogen gelegten Pfeile die Kunst des Menschen, den er umbringen, des Thieres, das er tödten will. Kein Geräusch verräth ihn, der Pfeil fliegt still von der gespannten Sehne, und der Unglückliche, dem der Schuß zugedacht ist, stürzt von dem sichern Schüzen getroffen, nieder. Der Schuß ist um so sicherer, da die Feuchtigkeit nie auf den Bogen Einfluß hat, da er nie versagt. Oft wurden daher Europäer, deren Flinten in den dicken Wäldern feucht geworden, nicht losgingen, von den Wilden gemordet. Der Schuß selbst ist so geräuschlos, daß die Wilden von einem Haufen weidender Thiere mehrere wegschließen, ohne daß die andern es bemerken. Uebrigens kann Ihr leicht denken, wie geübt und wie geschickt die Botocuden mit ihren Bogen und Pfeilen seyn müssen, da sie von Jugend auf damit umgehen. Ueberdem sind ihre Pfeile und Bogen schön gearbeitet und erstere sind mit den schönsten Parpageyenfedern geschmückt.

Unter allen Wildpret sind die Uffen dem wilden Jäger am angenehmsten, sie gelten für den schönsten Leckerbissen. Bemerken die Botocuden diese Thiere auf einem hohen Baume, so

umringen sie denselben und geben genaue Acht, wohin die Uffen zu entfliehen suchen. Ist der Baum nicht sehr hoch, so steigt einer der Jäger auf einen benachbarten Stamm und sucht von da die Uffen von ihrem Baume herabzuschießen. Uebrigens verzehren die Botocuden die meisten Thierarten mit großem Appetite. Das Kakenz- geschlecht, die Unze, der Ameisenbär, das Faz- care = Krokodill, nichts von dieser Art wird von ihnen verschmäht. Selbst die ungeheure Ries- senschlange, die Boa, wird, wenn sie ruhet, von ihnen beschlichen. - Sie schließen ihr die Widerhakenpfeile durch den Kopf, um sie festzuheften.

Herrmann. Nun, die werden sie doch nicht essen?

Vater. Ja. Sie sind ihnen besonders wegen des vielen Fettes viel werth. Aber ihre größte Delikatesse bleibt ein Uffenbraten.

Herrmann. Ich beneide sie nicht darum.

Vater. Da nun der Uffe viel Nehnlich- keit mit dem Menschen hat, so gaben die Euro- päer, wenn sie Reste von diesen Mahlzeiten fanden, den Botocuden schuld, daß sie Menschfleisch äßen. Sollte dies der Fall wirklich seyn, so kann man sicher annehmen, daß sie es mehr aus wüthender Nachbegierde, als um des besondern Wohlgeschmacks willen gethan haben.

Alle

Alle diese zu ~~zu~~ Essen bestimmten Thiere nehmen die Weiber vorher aus, fengen ihnen am Feuer die Haare ab und spießen sie an einen Stock, der in der Nähe des Feuers als ein Bratspieß aufgesteckt wird. Kaum ist das Thier ein wenig durchgebraten, so zerreißen sie dasselbe mit den Händen und Zähnen und verschlingen es halbroh und blutend.

Die ausgenommenen Gedärme werfen sie nicht weg, sie braten und essen sie gleichfalls. Die Köpfe werden so abgenagt, daß selbst die härtesten Knochen zerbissen und ausgesogen werden. Kurz, die Botocuden sind gute Wirthe. Es darf nichts verloren gehen.

Minna. Trotz dieser Zugend mag ich ihre Rostgängerin nicht werden.

Wilhelm. Möchte sich wohl keiner von uns geneigt finden!

Josephine. Wenigstens müßten sie anders kochen und braten.

Hermann. Und doch glaube ich, wer recht hungrig wäre, äße mit. Die Franzosen in Russland würden sich nicht zweimal haben ndthigen lassen.

Walter. Schwerlich; besonders auf dem Rückwege nach Polen. — Auch die Inselkoten geben eine sehr gesuchte Speise für die Botocu-Meise nach Brasilien. II.

den. In dem Stämme eines Bärt häufig wachsenden Baumes findet sich die Larve oder Puppe eines Insekts. Sie ist beinahe eines Fingers groß; diese wissen die Botocuden sehr geschickt aus dem weichen Mark des Baumes hervorzuziehen, sie stecken sie reihenweise auf ein spitzes Holz, braten sie am Feuer und speisen sie als einen Leckerbissen. Eben so geschickt wissen sie Vogeleier aufzufinden.

Wilhelm. Da wäre ich allenfalls Gast.

Vater. Um die Fische zu fangen, verfertigen sie kleine Bogen, von höchstens anderthalb Ellen Länge, und zu diesem einen verhältnismäßigen Pfeil, mit dem sie die Fische schiessen. Vorher werfen sie eine geklopfte Baumwurzel einer gewissen Art in das feichte Wasser. Herrmann. Weshalb das?

Vater. Der Fisch wird durch diese Wurzel angelockt und betäubt. Der Prinz rühmt ihre Fertigkeit in diesem Fischschießen. Selbst mit den großen Jagdpfeilen treffen sie die Fische.

Minna. Die könnten sie aber mit wenigern Umständen fangen..

Vater. Was sie jetzt auch thun, nachdem Ihnen die Portugiesen ein sehr werthes Geschenk mit Angelhaken gemacht haben. — Eben so reichhaltig ist auch das Pflanzenreich an Nah-

rungsmitteln für den Urbewohner dieser Wildnisse. Die Wälder liefern eine Menge verschiedener Gewächse, deren Früchte für den Botocuden ein Leckerbissen sind. Die vielen Arten der wilden Cocospalmen geben ihnen Nüsse, die Issara-Palme, oder, wie sie auch heißt, die Palmitto-Palme liefert den Palmit in den markigen jungen Blättern und Blüthen, die unter der Krone des Baumes im obern Theile des Stammes verborgen liegen. Die reisenden Portugiesen und Jäger benutzen dies angenehme Nahrungsmittel und finden es sehr schmackhaft und erquickend. Eben so finden sich an der Wurzel einer Schlingpflanze, Cipo genannt, viele knollenartige Gewächse, die ausgegraben und am Feuer gesbraten, sehr gut schmecken —

Herrmann. Da hätten wir ja unsere Kartoffel? —

Vater. Wenigstens ein ähnliches Gewächs. Aber ganz ähnlich der Kartoffel im Geschmack ist eine andere Art von Schlingpflanze, die an den Bäumen, wie unsere Stiefelbohnen, in die Höhe läuft. Die Botocuden ziehen sie herab,wickeln sie wie etwas die Tabacksrollen in Bündel, und rösten sie dann am Feuer. Käuet man diese Stengel, so findet man darin ein äußerst wohlschmeckendes nahrhaftes Markt, das völlig

den Geschmack der Kartoffel hat. — Die Schoten der Inga, eines Baumes, der häufig an den Ufern wächst, sind wegen des weisen süßen Marks auch für die Europäer eine Lieblingsspeise. Auch die sogenannte Waldbohne giebt, am Feuer geröstet, eine gute nährende Mahlzeit.

Herrmann. Nun Vater, wäre ich dort, ich wollte schon durchkommen. Verhungern würde ich wenigstens nicht..

Vater. Wenn dem Wilden die Wälder den Unterhalt mal nicht geben, so hält er sich schadlos, indem er die Pflanzungen der Europäer besucht und hier nimmt, was er bekommen kann; Kürbisse, Bataten, Bononen, kurz, was er nds thig hat, besonders aber Mais und Tabak.

Wilhelm. Das ist häßlich.

Vater. Gewiß. — Die Botocuden lassen es sich übrigens sehr sauer werden, in den Wäldern ihre Nahrung zu erhalten. Die Früchte wachsen zum Theil auf sehr hohen Waldstämme, die wenigen eingetauschten Äxte der Botocuden würden kaum hinreichend seyn, einen einzigen dieser Stämme zu fällen.

Wilhelm. Wie machen sie es denn, diese Früchte zu bekommen? Erklettern sie den Baum?

Vater. Nicht anders. Der höchste dieser Waldstämme ist der Capucaya. Er liefert eine

Frucht von der Größe eines großen Kochtopfes, die äußerst süß ist und deren Kern von außergewöhnlichem Geschmack ist. — Die Wilden, aber auch die Affen sind sehr begierig danach. Um eine solche Frucht zu erlangen, ist den Wilden keine Mühe zu groß, da man sie außerdem durch nichts in der Welt bewegen kann, einen solchen hohen Baum zu erklettern.

*Josephine.* Aber die Frucht lohnt?

*Vater.* Ja. Sobald sie eine solche Frucht erblicken, ist ihnen kein Baum zu hoch, sie ersteigen ihn mit der größten Schnelligkeit. Dies thun sie auch, wenn sie wildes Honig in den Stämmen bemerken. Sie suchen dies mit allem Fleiß auf und benutzen nicht nur das Honig selbst, sondern fast mehr noch das ihnen unentbehrliche Wachs. Unter den Bienen gibt es mehrere Arten, die gar keinen Stachel haben.

*Hermann.* Da ist's denn keine große Kunst, das Honig zu bekommen.

*Vater.* Und nun endlich das letzte ihrer gewöhnlichen Lebensmittel anzuführen, so findet sich dort eins Art großer Ameise mit ungewöhnlich dickem Hinterleibe.

*Wilhelm.* Nun, die werden sie doch nicht zu Leibe nehmen?

Vater. Ja. Sie rösten diese Thierchen am Feuer und geben sie für einen der ersten Leckerbissen aus.

M i n n a. Wozu freilich ein Botocudenmägen gehört.

Wil h e l m. Je nun, wären wir der Leckerbissen gewohnt, sie würden uns auch schmecken.

Vater. Gewiß. Vielleicht würde ein Wilder sich eben so wundern, wenn er sähe, wie wir Krebse und Austern essen. Ihr seht aus diesem Gesagten, daß die ohnedies nicht sehr edeln Botocuden nicht leicht in die Gefahr kommen zu hungern; besonders da sie sich in jede Lage des Lebens zu finden wissen. Freilich, wenn ihre Eßlust — und das ist öfters der Fall — größer ist, als der Vorrath, oder als die Lust, sich auf eine etwas mühevolle Art Unterhalt zu verschaffen, dann kommen sie zu den Europäern und bitten um Speise. Wird ihnen diese Bitte abgeschlagen, dann geht's ans Plündern. Als Gäste und als Mitesser haben sie viele große magere Hunde, die sie von den Europäern erhalten haben, und die ihnen zu der Wildschweins-Jagd sehr nöthig sind. Auf diese Hunde halten sie sehr viel, und wo sie Gelegenheit fanden, einen zu stehlen, da thaten sie es gern..

He rr m a n n. Wie gesagt, zu Nachbaren mag ich sie nicht, wenn die Hunde nicht einmal sicher sind. Man könnte ja nicht einmal ruhig schlafen.

M u t t e r. Das können wir hier besser. Nicht wahr, Kinder? Und besonders wird's der Vater nach einer so langen Erzählung können.

## Z w e i t e r A b e n d.

Es bedarf gewiß keiner weiteren Erwähnung, daß die Kinder nach ihren vollendeten kleinen Arbeiten sich gern des Abends wieder einfanden, um von den ihnen so merkwürdig gewordenen Botocuden immer mehr zu hören. Bestand dies Volk gleich aus Wilden, aus Naturmenschen, die keine Wissenschaften, keine Künste kennen, so war es doch den Kindern so wichtig, als ihnen früher die Geschichte Freitags war. Mit Begierde erwarteten sie den Vater, die Zwischenzeit bemühten sie, sich das alles ins Gedächtniß zurückzurufen, was sie Abends vorher gehört hatten. Jetzt trat der Vater unter sie. Die Charte von Brasilien lag schon auf dem Tische ausgebreitet.

Vater. Nun, ich sehe, Ihr beschäftigt Euch mit unsern neuen Bekannten. Wir hören heute Abend noch Manches von ihnen, was Euch eben so wichtig seyn wird, als das, was Ihr schon hörtet.

Wilhelm. Das ist auch. Weißt Du wohl, daß wir auch von Freitag, von seinem Vater und von Azili eben so gern hörten, als von Robinson selbst?

Mutter. Und das mit Recht. Der Mensch, und selbst der Wilde, von dem wir in Hinsicht der Wissenschaften nichts lernen können, ist uns immer merkwürdig.

Vater. Gewiß. Wir werden mit unserm Loos um so zufriedener, wenn wir sehen, wie viele Bequemlichkeiten wir in Hinsicht solcher Menschen haben, und was wir Alles lernen können, von dem jene nie etwas hören. Jetzt nun weiter.

Herrmann. Wie die Botocuden essen und wie sie leben, wissen wir nun so ziemlich.

Vater. Wenn eine Horde Botocuden eins Gegend so ausgezehrt und ausgejagt hat —

Wilhelm. Oder ausfouragirt und leer requirirt hat —

Vater. Wenn Du es so nennen willst, ja. Die Sache ist im Grunde einerlei. —

Wenn

Wenig sie sich nun keinen Unterhalt mehr verschaffen kann —

Wilhelm. Dann machen sich die Herren gewiß mobil oder marschfertig?

Vater. Ganz recht. Alles verläßt plötzlich die Hütten und zieht weiter. Der Abmarsch aus ihren bisherigen Wohnungen wird ihnen nicht schwer. Sie hinterlassen nichts, das sie fesseln könnte, sie finden auf jeder Stelle wieder, was sie auf der andern zurücklassen.

Josephine. Dann muß ihnen freilich das Ausziehen nicht viel Umstände machen!

Vater. Das will ich gern glauben. Von ihren verlassenen Wohnungen sieht man dann keine weitere Spur, als vertrocknete Palmblätter, welche die verlassene Hütte deckten. Wenn die Gesellschaft aufbrechen will, so laden die Weiber ihre wenigen Habseligkeiten in die aus Windfaden geknüpften Reisesäcke, die sie auf dem Rücken, vermöge eines über die Stirn laufenden Strickes, tragen.

Minna. Dann ist's nur gut für die armen Weiber, daß das Mobiliar nicht sondern beschwert.

Vater. Freilich; indessen finden sich Sachen genug, die getragen werden müssen. Da hin gehören: Stücke von Taguara-Mohr zu Reise nach Brasilien. II.

Pfeilspitzen, Schalen vom Gürtelthier und Schildkröten, gelbe Farbe zum Schminken, Baumhast zum Lager, Thierknochen um Cocosnüsse zu essen, einen schweren harten Kiesel zum Aufklöpfen der Nüsse, Schnüre, Wachs in großen Klumpen, Halsbänder, Holz zu Mund- und Ohr-Spindeln, alte Lumpen. —

Josephine. Und mit dem Allen ist bespckt — ?

Vater. Das arme Weib.

Josephine. Das ist doch nicht erlaubt.

Vater. Gewöhnlich sitzt oben auf dem Sack noch ein Kind, ohngefähr in der Manier, wie der Uffe auf dem zahmen Bär sitzt, in dessen Gesellschaft er herumgeführt wird.

Minna. Und der Herr Botocude? Was trägt der?

Vater. Gewöhnlich hat er seine Ladung auch. Er trägt mehrere Säcke und überdem noch ein großes schweres Bündel Pfeile, Bogen, Pfeilrohr und einige große Wasserbecher von Rohr. Doch, ich kann Euch dies am besten durch ein Gemälde deutlich machen. Sehet hier, hier sehet Ihr beide Wilde zu ihrem Auszuge bepckt, jeder von ihnen trägt einen Theil des Geräthes.

Herrmann. Ja, ja, das Kind sitzt wirklich da, wie ein Uffe!

Vater. Nicht immer ist aber der Eheherr so gütig, daß er einen Theil der Last tragen sollte, wie dieser hier auf dem Bilde. Oft muß das arme Weib nicht nur jene vorhin beschriebene Last, und das Kind obenein tragen; sondern oft kommen die Lebensmittel, als: Früchte, Fleisch und dergleichen noch dazu. Das arme Weib möchte fast unterliegen, aber das kümmert den vorangehenden Gatten nicht. Er geht leer und trägt allenfalls den Bogen und einige Pfeile.

Josephine. Die er ja lieber dem armen Weibe auch noch aufpacken könnte!

Vater. Nicht zu breite und reißende Flüsse passiren sie auf Uebergängen oder auf Brücken von Schlingpflanzen, welche sie in dieser Gegend gewöhnlich vorher schon angebracht haben.

Herrmann. Brücken von Schlingpflanzen?

Vater. Du mußt Dir darunter keine feste Brücke denken; das Ganze besteht aus weiter nichts, als aus einer langen, einfachen, etwas schlaff an der Oberfläche des Wassers gespannten Eipo; auf dieser gehen sie über den Fluß.

Wilhelm. Aber, das ist ja wie die Seltänder.

Vater. Gerade so.

Minna. Und so gehen sie Alle über das Wasser?

Vater. Nicht nur die einzelne Familie mit Weib und Kind, sondern eine ganze Truppe bedient sich dieses Weges.

Herrmann. Das mache ich doch nicht nach.

Vater. Se nun, zum Troste kann ich Dir sagen, daß sie noch eine Schlingpflanze, und zwar etwas höher, von einem Ufer zum andern ziehen, an der sie sich mit der Hand festhalten.

Herrmann. Wenn auch, ich gehe nicht mit hinüber.

Vater. Uebrigens hatten die Botocuden früher keine Rähne oder Fahrzeuge, wie die andern Wilden.

Wilhelm. Die, zum Beispiel, die Besuche auf Robinsons Insel machten.

Vater. Kommen sie an breitere Flüsse, so schwimmen sie durch, was aber mit ihrem Gepäck nicht angeht. Jetzt sollen sie am Rio Doce und am Belmonte Versuche mit Canoēn gemacht haben. Man sah sie in ausgehöhlten Erdigen über Flüsse sezen, wobei sie statt des Ruders ein gewöhnliches Stück Holz gebrauchten.

Minna. Die Herrschaft zur See werden sie sich also vor der Hand noch nicht anmaßen.

Vater. Schwerlich. — Mit den Benennungen ihrer Kinder gehen sie eigen zu Werke. Sie nehmen den Namen ihrer Kinder von den

körperlichen Eigenschaften derselben, von Thieren, Pflanzen und so weiter her. So heißt ein Kind Kleinauge, ein anderes Brüllaffe.

Minna. Der Gebrauch ist so unrecht nicht. Werden die Namen unpartheiisch gegeben, so weiß man gleich, was man von ihnen zu erwarten hat.

Vater. Im Allgemeinen behandeln sie ihre Kinder gutmütig; das heißt, sie lassen ihnen in allen Dingen ihren Willen.

Mutter. Das müssen schöne Früchtchen werden.

Vater. Gewiß. Nur das Schreien derselben macht sie ungeduldig; sie schleudern alsdann die Kinder bei dem Arme weit von sich, schlagen sie auch mit der Hand und mit dem Stocke. Demungeachtet findet man viele Beispiele, daß unter diesen wilden Völkern eine gewisse Liebe und sorgsame Freundschaft zwischen Verwandten herrscht.

Wilhelm. Weißt Du noch wohl, Vater, wie sich Freitag seines gefangenen Vaters annahm?

Vater. Ganz recht. Der Prinz führt mehrere Beispiele davon an. Am Quartel Dos Arcos sah man einen jungen Wilden, der seinen blinden Vater mit vieler Sorgfalt führte und ihn nie verließ. — Einer der Anführer freute sich unge-

mein, als man ihm seinen achtzehnjährigen Sohn wieder zuführte, der lange bei den Portugiesen abwesend gewesen war. Er drückte ihn an die Brust, und soll sogar Freudentränen geweint haben. —

In müßigen Stunden verkürzt sich der Botocude die Zeit mit Gesang.

*Josephine.* Der mag schön seyn!

*Water.* Haben die Botocuden eine gute Jagd gemacht, oder ein glückliches Gefecht gehabt, so singen sie. Freilich steht ihre Musik auf der niedrigsten Stufe. Der ganze Gesang der Männer ist ein Gebrüll, das beständig in drei oder vier Tönen, bald hoch, bald tief abwechselt.

*Minna.* Besonders muß sich der Gesang bei dem Botoque oder dem Lippen-Spund schön machen!

*Water.* Die Weiber singen weniger laut und unangenehm; man hört nur wenige Töne, die beständig wiederholt werden. Der Inhalt ihrer Gesänge soll den Krieg und die Jagd betreffen.

*Wilhelm.* Also Kriegslieder und Jagdgesang!

*Josephine.* Schade, daß sie keine Begleitung haben!

W a t e r. Sag das nicht. Sie haben eine Art von Flöten, die unten mit einigen Löchern versehen sind, und die von Welvern geblasen werden. Die jungen Leute belustigen sich mit dem Bogenschießen; die alten hingegen haben eine Art von Ballspiel.

H e r r m a n n. Ball schlagen?

W a t e r. Wenigstens etwas Aehnliches. Zu dem Ball nehmen sie die Haut eines Faulthieres, schneiden den Kopf und die Glieder ab, nähen die Öffnungen zu, nachdem sie das Ganze mit Moos ausgestopft haben, und so ist der Ball fertig. Die ganze, oft zahlreiche Gesellschaft bildet einen Kreis, und Einer schlägt dem Andern den Ball zu, ohne daß dieser auf die Erde kommen darf.

H e r r m a n n. O, das Spiel können wir auch! das spielen wir oft!

M i n n a. Nun, die Aehnlichkeit mit den Botocuden hält man allenfalls zu gute.

W a t e r. Oft sieht man sie auch in den Flüssen schwimmen, wo sie mit ~~einander~~ <sup>anderen</sup> unterzutauchen suwt. Bei ihrem Spielen sieht man nie Zank oder Uneinigkeit.

M u t t e r. Merkt Ihr Beiden Euch das, Wilhelm und Herrmann!

W a t e r. Aber desto häufiger sind jene schon früher erwähnten großen Prügeleien.

Herrmann. Das ist doch bei uns der Fall nicht, Mutter.

Mutter. Das fehlte auch noch!

Vater. Formliche Streitigkeiten, an denen die ganze Horde oder Familie Theil nimmt, können durch heftige Beleidigung eines einzelnen Mitgliedes derselben, oder besonders durch Eingriffe in das Jagdrevier entstehen, da jede Horde ihre Jagdgränze kennt. Oft sind häusliche Unstigkeiten der Grund solcher allgemeinen Schlägereien; die Kinder zum Beispiel haben Hunger —

Herrmann. Mag der Fall wohl oft seyn!

Vater. Sie quälen die Mutter, die jetzt das wichtige Geschäft des Bratens hat, indem sie schreien und weinen. Der auf den Braten lauernde Vater wird unwillig; schlägt die Kinder; die Mutter vertheidigt die Kinder und darüber verdürbt der Braten. Nun steigt die Wuth des Mannes aufs höchste; unbarmherzig prügelt er seine Frau; diese ruft die Verwandten zu Hilfe — ~~und~~ nehm' sich dagegen des Mannes an, und ehe eine Viertelstunde vergeht, giebts eine allgemeine Prügelei mit Stangen. Das Ende davon ist, daß die Frau sich von dem Manne trennt und mit ihren Kindern zu ihrem Vater zieht. Keiner ist dann so schlimm

daran, als der Mann, der dadurch gestraft wird, daß er selten eine Frau wieder bekommt. —

*Josephine.* Da geschieht ihm ganz recht. Warum behandelt er seine Frau so unmenschlich!

*Vater.* Streitigkeiten dieser Art ziehen oft andere noch größere nach sich, an denen der ganze Stamm Anteil nimmt, und dann entsteht formlicher Krieg.

*Minna.* Aus einer so kleinen Ursache?

*Vater.* Ist dies etwa so selten in der Geschichte? — Die zahlreichen Botocuden, ihrer Stärke sich bewußt, dabei unruhig und Freiheit liebend, hielten selten lange Frieden mit ihren Nachbaren. Schon in den frühesten Zeiten der Entdeckung Brasiliens fand man die benachbarten wilden Völkerstämme in beständige Kriege mit einander verwickelt. So auch die Botocuden, die meistens den Sieg davon trugen, da sie stärker und durch den Ruf des Menschenfressens sehr gefürchtet waren. Sie vertrieben nach dem hohen Rücken von Minas Geroes und Minas Novas hin, andere wilde Völker und rotteten sie beinahe aus, wohin besonders die Malacolis gehoben, deren Überbleibsel sich nach Rio Doce retteten. Mehr Widerstand leisteten ihnen die Maconis, die jetzt fast alle ansässig geworden und als Christen getauft sind. Dieses Volk galt

für eins der vorzüglich kriegerischen, und am Rio Doce sprach man immer noch mit vielen Lobeserhebungen von ihrer Tapferkeit.

Nach der Seeküste hin leben die Botocuden mit mehreren Stämmen im Kriege; hieher gehören besonders die Patachos und Mahacaris und einige andere Völker, die sich jetzt alle, da sie schwächer sind, gegen die Botocuden vereinigt haben. Unter einander selbst fallen bei den Wilden öfters heftige Gefechte vor, wenn sie sich truppweise begegnen. Sie gebrauchen ihre ganze Jagdkunst und Schläue dabei, werden aber natürlich von Thresgleichen eher überlistet, als von den Weißen. Gewöhnlich entsteht ein heftiger Kampf, wobei beide Theile ihre Pfeile abschleissen; in der Regel bleibt der Sieger, der am zahlreichsten ist. Mit einem lauten Geheul und Kriegsgeschrei fangen sie den Angriff an, und wenn sie erst handgemein geworden sind, werden Zähne und Nägel zu Hülfe genommen. Der Sieger verfolgt den Geschlagenen und macht, — wenigstens ist dies bei den Botocuden der Fall, — äußerst selten Gefangene.

Herrmann. Also Pardon wird nicht gegeben?

Vater. Nein; doch will man zu Belmonte Einige gesehen haben, die als Sklaven zu allershand Arbeiten gebraucht wurden. Treffen die

Votocuden ihre Feinde, die Patachos oder Macacaris, so bleibt nichts leben. Männer, Weiber und selbst die Kinder werden niedergehauen. Einige Horden essen sogar, mit Ausnahme des Kopfes und des Bauches, das Fleisch der in der Schlacht Geliebenen und der Gefangenen.

Wilhelm. Das ist ja noch eben so, wie zu Robinsons Zeit. Der mußte ja immer die abscheulichen Mahlzeiten auf seiner Insel mit ansehen?

Josephine. Diz aber doch das Gute hatten, daß sie ihm seinen treuen Freund Freitag verschafften.

Vater. Indessen versicherten Andere den Prinzen, daß die Votocuden nicht immer diesen schrecklichen Gebrauch hätten; daß sie vielmehr, wenn sie einen Patachos oder einen andern Feind von einem Baume herabschießen, sie ihn auf der Erde liegen und verfaulen lassen.

Um Rio Grande de Belmonte ziehen verschiedene Horden dieses Volks umher, von welchen einige mit den Portugiesen in Frieden leben.

Josephine. Ob man aber wohl darauf hauen kann?

Vater. Das kann ich nicht beantworten. Nach der Erzählung unseres Prinzen sollen die Banden der Auführer Cipareiu, Zeparak und Kerengnatuck —

Herrmann. Ha, ha! ein alter Bekannter!

Vater. von der Art seyn, daß man sicher mit ihnen in den Wald und auf die Jagd gehen kann.

Minna. Ich habe allen Respekt vor den Armee-Corps der Herren Gipareiu und Kerengnatnuck, aber mit ihnen zu gehen, wäre doch wohl zu gewagt.

Herrmann. Wenn der Armeebefehl bekannt gemacht ist —

Wilhelm. Und der einzelne Mann kennt Subordination, dann gehe ich mit solchen Leuten durch die halbe Welt.

Minna. Glückliche Reise! Ich danke.

Vater. Ein Despot hat sich dort furchtbar gemacht.

Minna. Dort?

Vater. Ja. Er ist Auführer eines Corps, und heißt Tonue Takiiam. Er streift mehrere Jagtereisen nördlich vom Ufer des Belmonte und will durchaus von keinem friedlichen Vertrage mit einem andern Volke etwas wissen. Seine Leute sind eben so. Sie haben oft die vorbeischiffenden Kanoes durch freundschaftliche Zeichen ans Ufer gelockt, und sie dann mit Pfeilen beschossen. Selbst die befreundeten Botocuden, in der Gegend Dos Arcos, haben große Furcht vor diesem wilden, kriegerisch gesinnten Auführer,

und versprechen den Portugiesen, diesen Tonue aufzufressen, wenn sie ihn in ihre Gewalt bekommen. Keiner ist mehr gegen ihn erbittert, als Kerengnatnuck, dessen Bruder Tonue um einer Holzart willen erschossen hatte. In der Gegend von Rio Doce dauern die Kriege immer noch fort, und obgleich die Portugiesen den Wilden öfters Niederlagen beibrachten, so wurden sie doch vor einigen Jahren noch sehr von ihnen geängstigt und bedroht.

Wilhelm. Der Krieg gegen diese Wilden muß in der That von ganz eigener Art seyn.

Vater. Gewiß ist er von den Kriegen in unserm Welttheile sehr verschieden.

Wilhelm. Die Jäger und leichten Truppen wären da am besten zu gebrauchen.

Vater. So ist's auch. Die Europäischen Krieger sind gegen die Pfeile der Wilden durch jene Panzerrücke geschützt, die ich Euch schon früher beschrieben habe.

Herrmann. Ich nehme dort keine Dienste als Freiwilliger.

Vater. Wird auch nicht nthig seyn. — Diese Wilden sind in der That keine verächtlichen Feinde; ihre Sinne sind durch die Uebung von früher Jugend an außerordentlich geschräft. An der Spur sollen sie die verschiedenen Na-

nen erkennen — die Fährte errathen sie durch den Geruch, und zu dem Ende kehren sie jedesmal den zurückgelegten Weg ganz rein. Wenn sie bemerken, daß Feinde in der Nähe streifen, wie es die Soldaten von den Destacamenten oder den Europäischen Posten zu thun pflegen: so pflanzen sie zuweilen selbst kleine zugespitzte Mohrfähle in diese Wege ein und lauern dabei in einem Hinterhalt. Sehr geschickt wissen sie jeden umgefallenen Baum oder jedes andere Verdeck zu benutzen; und der Vorübergehende, der keine Gefahr befürchtet, wird von ihren Pfeilen durchbohrt.

Wilhelm. Pfui! das ist heimtückisch!

Herrmann. Im Kriege ist Alles erlaubt.

Vater. Wenn sie einen Angriff auf die Europäischen Militärposten oder auf die Ansiedlungen gewagt haben, dann läßt man einige Tage ganz ruhig verstreichen, ehe man etwas gegen sie unternimmt; dadurch werden sie sicher gemacht.

Wilhelm. Und dann nimmt man sie desto gewisser?

Vater. Ja. Die Soldaten werden dann zu einer solchen Unternehmung im Stillen kommandiert; jeder bekommt ein Pfund Pulver; vier Pfund grobes Schroot; sie sind bewaffnet mit Muskete und Bajonet, ein großes Waldmesser

hängt an ihrer Hütte und der Tornister ist mit Lebensmitteln auf zehn bis zwölf Tage versehen. Man sucht die Spur der Wilden auf, man folgt ihnen und nähert sich langsam dem Orte ihres Aufenthalts. Findet man ihre Hütten, die immer dicht bei einander liegen, und geschieht dies des Abends, so umringt man sie sogleich. Alles legt sich nieder und erwartet still und ohne Geräusch den Morgen. Bei dieser Einschließung hat man sich besonders vor den Hunden und aufgezogenen wilden Schweinen in Acht zu nehmen, welche die Wilden zu ihrer Sicherheit in einiger Entfernung vom Lager an die Bäume zu binden pflegen.

### Herrmann. Sonderbare Feldwache!

Vater. Die in der Tat so unrecht nicht ist. Sobald diese Vorposten etwas Fremdes wittern, so fängt ein Theil an zu bellen, indem der andere grunzt. Sind nun aber diese Posten nicht da, so postiren sich die angreifenden Soldaten bei Unbruch der Zorgenvorthe immer zwei und zweit hinter dicke Bäume. So wartet man bis es so hell ist, daß man sicher zielen kann. Die durch Panzerrücke Geschützten gehen dann vorwärts; erreichen sie die Hütten unbemerkt, so stecken sie die Gewehre hinein, und feuern in die Masse der schlafenden Bewohner.

Wilhelm. Das mag einen schönen Karren geben!

Vater. Wie du leicht denken kannst. So wie die ersten Schüsse fallen, entsteht eine schreckliche Verwirrung, Geschrei und Geheul. Männer, Weiber und Kinder werden von ihren grausamen Verfolgern ohne Gnade niedergeschossen oder mit dem Bajonnet durchbohrt. Freilich greifen die Männer zu ihren Bogen, gewöhnlich aber unterliegen sie bei der Ungleichheit der Waffen. Der Pulverdampf wird von der dicken feuchten Luft der vom nächtlichen Thaue benetzten Gebüsche niedergehalten und so verdichtet, daß er den Wald weit umher in Dunkel hüllt. — Die Grausamkeit der Soldaten bei diesen Gefechten übertrifft oft alle Vorstellung. Bei einem der letzten Angriffe vor einigen Jahren, fieng man eine Frau, die sich nicht ergeben wollte und durch Weinen und Krägen sich zu wehren suchte. Ein Soldat spaltete ihr mit dem Waldmesser den Kopf und verwundete mit eben dem Hiebe den Schädel eines kleinen Kindes, das die Unschuldige auf dem Rücken trug. Das letztere hat man erhalten und es lebt jetzt noch in der Behausung eines Europäers. Über nicht immer ist der Ausgang dieser Gefechte für die Soldaten günstig. Noch in dem Angriffe im October des

Jahres

Jahres 1816 bei Linhares, den ein Portugiesischer Anführer mit etwa dreißig Soldaten untersahm —

Wilhelm. Nun, das gestehe ich, mit höchstens zehn Rotten einen Angriff?

Vater. Du mußt ja dabei nicht an unsere Europäischen Soldaten-Massen denken. — Bei diesem Angriff hinderte ein heftiger Regen das Losgehen der Gewehre. Viele Botocuden entkamen und drei Soldaten wurden, ungeachtet der Panzerröcke, in den unbedeckten Armen und Händen verwundet; und es würde der Verlust von Seiten der Angreifenden noch größer gewesen seyn, hätten die Panzerröcke nicht geschützt. Man erschoß übrigens zehn Wilde und unter diesen fand sich der Anführer, der mit schönen Federn und Schnüren geziert war. So wie der Sieg erfochten ist, und die Wilden geflohen sind, schneidet man den Gebliebenen die Ohren ab, und nimmt sie als Zeichen des Sieges mit den erbeuteten Bogen und Pfeilen mit nach Hause. Am schlimmsten ist's, wenn die Wilden die Annäherung der Soldaten vorher erfahren; dann fallen diese gewöhnlich in den Hinterhalt. Zu diesem Ende bereiten die Wilden fdrmliche Verstecke, die man Tocayas nennt; sie lichten die verflochtenen Neste dergestalt aus, daß sie nicht Reise nach Brasilien. II.

nur verborgen überall umhersehen und überall hinschießen können; sondern daß sie selbst ihre Krieger in verschiedenen Haufen aufstellen und hinter diesem Verhau verbergen können. Im Freien zu fechten, ist nie die Sache der Wilden; daher haben sie eigentlich keinen wahren Mut; ihre etwanigen Siege werden größtentheils durch Hinterlist oder Ueberzahl erfochten.

Wilhelm. Die Ueberzahl mag dort nicht schwer zu erreichen seyn, wo dreißig Mann schon ein Angriffs-Corps machen.

Minna. Ich dächte, in jenen unbewohnten Gegenden wollen dreißig Menschen schon viel sagen.

Vater. Wenigstens so viel, als bei uns dreitausend. Schrecklich ist der Gedanke, in die Hände jener rohen gefühllosen Barbaren als Gefangener zu fallen. Die Nachsucht macht sie dann noch wütender; sie kennen keine menschliche Empfindung mehr. Sie schälen das Fleisch von den Körpern ihrer Feinde ab, kochen es in ihren Töpfen oder braten es. Den Kopf stecken sie auf einen Pfahl zu einem großen Feste und tanzen singend und heulend um ihn herum; die gereinigten Knochen tragen sie als Sieges- und Ehrenzeichen.

Josephine. Abscheulich! — Nun, ich hoffe, daß die Europäer von diesen Wilden sehr viel nicht zu befürchten haben.

Vater. In den so weit ausgedehnten Wildnissen der Ostküste sind die Europäer bis jetzt noch zu schwach; wären die Wilden einig unter sich und verständen sie es, den Feind mit vereinter Gewalt abzutreiben, so würden die Europäer längst vertrieben seyn; besonders da viele der Wilden, die in den Städten aufgezogen und nachher entflohen sind, die Schwächen der Europäer recht gut kennen. So lebte zum Exempel in den nahen Wäldern von Linhares ein Botocude, der unter dem Namen Paul bei den Portugiesen aufgezogen, nachher aber entflohen war. Als man bei einem Gefechte die Hütten der Wilden angriff, rief er den Soldaten in portugiesischer Sprache zu: „Schießt den Paul nicht todt!“ — allein er fand sich nachher doch unter den Gebliebenen. — Die Botocuden gehen roth und schwarz bemalt ins Gefecht. Furchtbar muß für den, der dergleichen Auftritte noch nicht erlebt hat, der Eindruck seyn, wenn diese Wilden unter wütendem Kriegsgeschrei, mit glühendroth bemalten Gesichtern ihren Angriff machen. Vor eisiger Zeit fielen sie das Quartel Segundo de Linhares auf solche Art an; allein ein entschlossener:

Unterofficier vertheidigte diesen Posten brav, und die Feinde mußten mit blutigen Köpfen abziehen.

Herrmann. Das war gut.

Vater. Uebrigens sind unter allen diesen wilden Völkern Krankheiten im Ganzen sehr selten. In der freien Natur aufgewachsen, an heftige Hitze des Tages, an Kühle und Feuchtigkeit der Nacht und der Wälder gewöhnt, empfindet ihr abgehärteter Körper keinen äußern Eindruck der Luft, so wie ihre einfache, beständig gleiche Lebensart sie vor manchem Uebel der Verweichung bewahrt. Häufiges Baden und stete Uebung der Kräfte geben ihrem Körper eine Vollkommenheit, die man bei uns kaum dem Namen nach kennt. Gegen äußere Verlehrungen und selbst gegen innere Krankheiten hat die Erfahrung sie mancherlei Mittel kennen gelehrt, die vielleicht selbst in unsern Gegenden und in unsern Krankheiten von dem größtesten Nutzen seyn würden. Die Wälder sind angefüllt mit aromatischen kräftigen Pflanzen; viele Bäume liefern vortreffliche Balsame, viele liefern eine Art Milchsaft, der mehr oder weniger als Gift oder als Heilmittel wirkt. Viele Pflanzen geben heiße Rinden, die die Wilden in Krankheiten mit Nutzen gebrauchen. Selbst größere gefährlichere Verwundungen und Bisse wilder Thiere

heilen sie mit vieler Geschicklichkeit. — Bei ihren Begräbnissen haben sie eigene und besondere Gebräuche.

Josephine. Sie begraben also ihre Todten?

Vater. Ja. Stirbt ein Botocude, so begräbt man ihn schnell in seiner Hütte oder in der Nähe derselben; worauf der Platz verlassen und ein anderer zur Wohnung erwählt wird. Der Verstorbene wird am ersten Tage von allen Verwandten durch ein wildes Geheul betrauert, wobei sich besonders die Weiber wie unsinnig anstellen.

Josephine. Die fühlen also den Verlust wohl am tiefsten?

Vater. Mag wohl nicht so ganz seyn; denn schon am folgenden Tage ziehen sie weiter und treiben ihr Geschäfte nach wie vor. Bei dem Begräbniß selbst geben einige Stämme dem Verstorbenen Waffen und einige Nahrungsmittel mit. Den Todten begraben sie gewöhnlich sitzend in der Erde.

Man kann den Botocuden gewisse Religionsbegriffe nicht absprechen; natürlich bestehen diese in einer Menge abentheuerlicher Vorstellungen von bösen Geistern; sie fürchten schwarze böse Geister oder Teufel. Viele derselben sind groß;

vielen Klein. Wenn ein großer Teufel erscheint und ihre Hütten durchheilt, so müssen alle die sterben, die ihn erblicken; zum Glück hält er sich nicht lange auf. Er kommt, setzt sich ans Feuer, schläft ein und geht dann wieder fort; findet er auf den Gräbern kein Feuer, so gräbt er die Todten aus. Oft ergreift er auch ein Stück Holz und schlägt damit die Hunde todt. Auch die Kinder, die von ihren Eltern ausgeschickt werden, Wasser zu holen, soll er zuweilen tödten. Aus Furcht vor diesem bösen Geiste übernachten die Wilden nie gern allein in einem Walde, sondern gehen immer lieber in Gesellschaft. Der Mond steht bei den Botocuden unter allen Himmelskörpern im größtesten Ansehen; sie schreiben ihm alle Naturerscheinungen zu und seinen Namen — er heißt Turu — findet man in der Benennung fast aller Himmelserscheinungen. Er verursacht nach ihrer Meinung Donner und Blitz; sie schreiben ihm das Gerathen oder Misstrathen der Früchte zu, und haben das bei mancherlei abergläubische Zeichen und Besgriffe. Auch von einer frühen großen Ueberschwemmung sprechen sie, in welcher nur eine einzige Familie sich auf Palmbäume rettete, und nachher die Erde, die von allen Bewohnern entblößt war, wieder bevölkert haben soll.

Herrmann. Nun, Vater, wissen wir ja wohl ziemlich Alles, um mit den Botocuden im Nothfall fertig werden zu können.

Wilhelm. Vielleicht wissen wir mehr, als die Botocuden selbst.

Minna. Bis auf die Sprache noch, und ohne die möchten Ihr nicht gut fertig werden.

Vader. Auch dafür ist gesorgt. In des Prinzen Reisebeschreibung findet sich ein Taschenslexicon.

Herrmann. Das lernen wir auswendig.

Wilhelm. Und Keiner soll uns von den Botocuden unterscheiden.

Minna. Besonders wenn Ihr erst den Ohr- und Lippenspund tragt.

Josephine. Und dann noch das lernt, was nach den Gebräuchen der Botocuden die feinere Lebensart fordert.

Vater. Um nun ja nicht zu irren, will ich Euch noch die gewöhnlichsten Manns- und Weiber- Namen bekannt machen. Die gewöhnlichsten Mannsnamen sind: Zukakemet, Zukeraele, Makiangkiaeng und Kerengnathuk; die Weibernamen: Enkepmael, Maringjopi, Schampachan und Pucat.

Herrmann. Nun kann es uns nicht fehlen.

Vater. Besonders wenn Ihr diese Namen so durch die Nase aussprecht, wie die Botocuden. — Doch, nun haben wir uns genug mit den Botocuden beschäftigt. Nun soll die Reise weiter fortgehen und ich hoffe, daß Ihr mit Vergnügen dem edeln, liebenswürdigen Prinzen folgen werdet.

Wilhelm. Gewiß.

Vater. Wir verließen am Schlusse unserer Erzählung den Prinz — wo? —

Herrmann. Am Flusse Corumbano, über den der Prinz segeln wollte, und an dessen Ufern er eine so traurige Nacht verlebte.

Vater. Gut.

Josephine. Wie war doch das? Ich erinnere mich kaum. —

Herrmann. Der Prinz kam mit seiner Gesellschaft an diesen Fluß, um überzusezen. Allein da war die Zeit der Ebbe schon vorüber, die Fluth war eingetreten; das Wasser war zu groß, als daß man das Durchreiten hätte wagen könnten, und so mußte der Prinz mit seiner Gesellschaft bivouakiren.

Josephine. Ja nun, das war ja kein großes Unglück.

Wilhelm. Das Bivouak an und für sich nicht; aber die Witterung. Es regnete schrecklich,

lich, und auf der ganzen großen Haide war kein Baum, kein Busch.

Herrmann. Die im Grunde auch so sehr viel nicht geholfen haben würden. —

Wilhelm. Raum war man im Stande, so viel Gesträuch aufzufinden, daß man ein nothsürfstiges Feuer unterhielt.

Josephine. Nun erinnere ich mich. Es war auf jener Haide, auf der die Unze jede Nacht einige Stück Rindvieh tödtete.

Vater. Recht. — Und nun nehmt die Charte und folgt der Reise. — Seht hier auf der Charte, unter dem fünfzehnten Grade, treffen wir jetzt den Prinzen. Der Aufenthalt am Flusse Belmonte und in den Urwäldern, der Heimath der Botocuden, hatte in dem Prinzen den Wunsch lebhafter gemacht, einen neuen Schauplatz aufzusuchen, und quer durch die Waldungen bis zu den Gränzen von Minas Geroes vorzudringen. Der Prinz hatte das Glück, einen sehr willkommenen Gesellschafter auf dieser Reise, einen Herrn Fraser zu finden, der bis zum Flusse Ilheos eben dies Ziel hatte.

Wilhelm. Hm — Unser einer wäre gewiß eben so gern mitgereiset!

Vater. Der Rio Grande ist bei der Villa de Belmonte, also nicht weit von seiner Münzreise nach Brasilien. II.

dung in das Meer, sehr breit. Der Prinz wählte deshalb groß Kanoes zu der Ueberfahrt; die Thiere hatten schon des Tages vorher schwimmend über den Fluss gesetzt. Am Ufer fand der Prinz seine Tropa wieder; sie wurde beladen und die Reise wurde durch eine öde sandige Küste am Meere, bis zu der Mündung des weiter nördlich fließenden Rio Pardo fortgesetzt. Am südlichen Ufer des Flusses fand der Prinz ein kleines Haus, die Wohnung eines Hirten, der die Reisenden nach der großen Insel, die zwischen den Mündungen des Pardo liegt, überzuschiffen pflegt. Der Prinz schiffte sich erst gegen Abend ein, hatte aber eine gefährliche und beschwerliche Fahrt, da das Canoe sehr klein, und von den in die Mündung treibenden Meereswellen auf das heftigste geschaukelt wurde. In den Gebüschen am Ufer bemerkte man einen ungeheuern Schwarm von Schwalben, der gleich einer Wolke in die Luft stieg, und da er niederfiel, die grünen Gebüsche völlig schwarz färbte.

Der Prinz landete in dem von Weissen und Negern bewohnten Flecken Canaviera, ein Ort, der ziemlich starken Handel mit Bahia treibt. Der Fluss Rio Pardo durchströmt die Urwälder, in welchen dieselben Botocuden, die sich am Belimonte so freundlich bezeigen, sich als Feinde

nehmen. Vor weniger Zeit hatte man hier mehrere Menschen erschossen gefunden, und man behauptete allgemein, daß die Thäter von der Bande des Geparack wären. Die Botocuden hatten hier schon mehrere Pflanzungen zerstört und man sah sich gendthiget, einen allgemeinen Angriff auf sie zu machen, bei welchem an fünfzig ihrer Krieger erschossen wurden. Die Botocuden haben sich seitdem durch Ermordung von vier Personen gerächt, und man hat sogar mehrere Pflanzungen ganz aufgeben müssen, weil sie sie entweder zerstörten, oder wenigstens bedrohten.

Da der Prinz die günstige Jahreszeit zu der Reise in die Wälder nicht ungenutzt vorbeigehen lassen durfte, so wurde zu Canaveras nicht lange gejagt; man fand auch wenig Neues; dennoch aber giebt jede Gegend etwas Merkwürdiges. So findet sich in der Gegend des Rio Parbo eine der schönsten Schlangen —

*Josephine. Schlangen? Die der Prinz doch wohl nicht fieng?*

*Vater.* Sollte eine Schlange nicht schön seyn? Man trifft unter diesen Thieren gewiß sehr schöne Arten. Die, die der Prinz hier fand, ist mit lauter hellgrünen, schwarzen und scharlachrothen Ringen gezeichnet und gleicht deshalb sehr der Korallen-Matter, die eben diese schönen

abstechenden Farben hat. Eben so fand sich hier eine bisher noch unbekannte Art von Fledermaus, und eine Menge äußerst schön mit Farben gezeichneter Fische.

Reisende, welche Maulthiere mit sich führen, lassen dieselben der Seeküste längs hinauf gehen und durch die Mündungen des Paro schwimmen; sie selbst aber schiffen sich ein und fahren vor diesen Mündungen vorbei über ein Binnenmeer, oder einen Meerbusen; die Fahrt auf diesem Binnenmeer wie auf dem Flusse ist eine der angenehmsten; dichte schöne Gebüsche bedecken die Ufer; hinter ihnen erhebt sich der Urwald, und an verschiedenen Stellen öffnen sich Aussichten in die Arme des aus den nahen Wildnissen hervorbrechenden Flusses. Man erblickt am Ufer einzelne Wohnungen, die sich immer schon von weitem durch einen Hain von Cocospalmen ankündigen. Nach einem kurzen Wege erreicht man einen andern Aussfluß, wo sich sonst eine Ansiedlung von einigen Fischerfamilien befand, die sich aber jetzt wegbegeben haben. Die Gegend muß elend gewesen seyn, denn der Prinz erwähnt, daß die lechzenden Thiere kaum trinkbares Wasser gefunden hätten. Die ganze Gesellschaft blieb lieber die Nacht über auf dem bloßen Sandufer, als daß sie sich in die verlassenen unreinlichen

Hütten gewagt hätte. Ein in der Gegend zufällig aufgefundenes Fischerboot setzte am folgenden Morgen die Gesellschaft über die Barre; ein Fährmann, oder irgend Jemand, der den Reisenden zurecht weiset, war nicht da. Auf gutes Glück muß der Reisende der Küste folgen, von der man keine Charte hat; die dürftigen Nachrichten der Landesbewohner sind der einzige Wegweiser.

Wilhelm. Der freilich oft genug trügen mag.

Vater. Gewiß. — Der Prinz fand hier im Binnenwasser eine alle Vorstellung übertreffende Menge von Fischen, und weiter auf der Meise den Amazonenpapagey in großen Heerden. Dieser Papagey wählt immer nur die hier häufig wachsenden Gebüsche zu seinem Aufenthalt. Beständig ist er an den Ufern und Mündungen der Flüsse, wohin die andern Arten der Papageyen sich selten verlieren. Die Einwohner nehmen die Nester aus und lehren die Jungen reden. — Der folgende Fluß, über den der Prinz segte, heißt Commandatuba. Seine Ufer sind, wie die ganze benachbarte Küste, mit einem weißen Sande bedeckt, der in der Mittagshitze den Augen sehr weh that. Nicht weit davon hatte ein wohlhabender Pflanzer eine schöne Venda angebaut, die einen regelmäßig mit hohen Es-

cospalmen gezierten Hof-Raum enthält. In diesem, dem Anscheine nach so äußerst unfruchtbaren Sande wächst denech der Palmbaum zu einer bedeutenden stolzen Höhe empor, und ist schon in seinem niedern Zustande, im siebenten Jahre mit erfrischenden Früchten überladen. Hier bauet man viele Früchte, Reis, Kaffee, Baumwolle, und Alles gerath vortrefflich. Der Prinz fand hier die größten Europäischen Kohlrüben und Weißkohl. Die Fahrzeuge, deren die Landesbewohner sich hier bedienen, sind bloße Fähre von äußerst leichtem Holz, an denen sich nicht das Geringste von Eisen befindet. Jede Familie hat ein solches Fahrzeug, das auf dem Sande aufgestellt ist, und wenn es gebraucht werden soll, bei der heranrollenden Fluth flott gemacht wird. — Nicht weit von dieser Gegend liegt die Indier-Willa von Olivenza, nicht fern von einem schönen Walde. Hier wächst in großer Menge die Piacaba-Palme, deren beinahe senkrecht himmelan strebenden Wedel oder Blätter dem Baume das Ansehen eines türkischen Reiherbusches geben. Der Schaft ist hoch und stark. Er erhebt sich über das Unterholz, das dort sehr dick verschlungen ist, und bildet hohe lustige Säulengänge.

Josephine. Das mag da ganz hübsch seyn!

Vater. Villa Nova de Olivenza hat eine äußerst angenehme Lage, auf einem etwas erhöhten Berg Rücken, und ist mit dichtem Gebüsch umgeben. Das Kloster der Jesuiten tritt über diesen grünen Wall empor. An einem Felsen, der hier weit in die See tritt, brechen sich brausend die Wellen, und erfüllen den ganzen Meerboden mit weißem Schaume. Am Ufer waren die braunen Indianer, bekleidet mit weißen Hemden, beschäftigt, mit der Angel Fische zu fangen. Der Prinz wünschte nichts sehnlicher, als daß von diesem Volk, wie es früher war, sich ein Tupinamba-Krieger zeigen möge.

Wilhelm. Weshalb?

Vater. Weil dieser Tupinamba-Krieger, mit der Federkrone auf dem Kopfe, mit Armbinden von bunten Federn geschmückt, den Federschild auf dem Rücken, den kräftigen Bogen und Pfeile in der Hand, einen schönen Anblick geben muß; um so mehr, da diese Menschen außerordentlich gut und schön gewachsen sind. In dessen Statt sah der Prinz Menschen, die ihre frühere Originalität verloren, jetzt einen kläglichen Mittelstand zwischen Sklaven und Freien bildeten. So reisen sie an den Küsten umher, wie Ihr das auf der Abbildung der reisenden Indias nerfamilie bemerkte.

Die Stadt Olivenza ist von den Jesuiten vor hundert Jahren angelegt; man hatte damals die Indianer von dem etwas nördlicher strömenden Fluß Ilheos hier versammelt. Heute sind hier hundert und achtzig Feuerstellen. Portugiesische Einwohner sind außer dem Geistlichen und ein Paar Kaufleuten wenige hier; fast alle sind sie Indier, die ihre ursprüngliche Bildung rein und charakteristisch beibehalten haben. Die Gegend muß für sie sehr gesund seyn; denn der Prinz fand äußerst viel alte, aber sehr muntere Leute. So traf er einen Mann an, der sich der Baues der Kirche vor hundert und sieben Jahren noch recht gut erinnerte. Uebrigens sind alle dort wohnenden Indianer arme Menschen, die zu gleichgültig gegen jede andere Art des Erwerbes, sich blos auf den Bau ihrer Lebensmittel beschränken. Ein Hauptnahrungszweig für die Einwohner von Olivenza ist die Herstellung der Rosenkränze aus den Früchten der Picabapalme und aus Schildkrötenschaalen. Der Prinz besuchte mehrere Hütten der Indier; fast in allen wurden Rosenkränze gemacht. — Gern hätte der Prinz hier eine Jagdparthe gemacht, allein keiner der Indianer war zur Thellnahme zu bewegen. Dies war der Grund, daß der Prinz nach einem kurzen Aufenthalte seine Reise fortführte. Der Weg

bis zu dem Flusse Ilheos ist äußerst angenehm. Am Seestrande sieht man Wohnungen mit Cocos-hainen umgeben. Angenehm fühlte sich der Prinz überrascht durch die Ansicht des schönen kleinen Hafens von Ilheos, in welchen dieser Fluss mit einer schnellen Wendung nach Süden, zwischen zwei malerisch mit Cocospalmen bewachsenen Fels Hügeln in die See tritt. Vor der Mündung des Flusses liegen ein Paar kleine Felsinseln; zwei Landzungen schließen von beiden Seiten den Hafen ein; der Fluss bildet einen ruhigen geschützten schönen Meerbusen, dessen anziehendes Gemälde durch einen Hain von Cocospalmen erhöhet wird; ihre federartigen Blätter schwanken auf hohen schlanken Schäften, wogend im Winde, und unbekannte, eben so schöne Pflanzen bedecken den Boden. Nach dem Lande hinein erheben sich dichte Waldungen, und ungemein schön ist die ganze Landschaft in dem schönen Contraste mit dem dumpfbrausenden Ocean, der sich weißschäumend an den Felsengruppen bricht. Uebrigens gehört diese Gegend zu denen, an welchen die Portugiesen sich zuerst niederließen; denn schon im Jahre 1540 baute Franz Romeiro sich hier an.

Uebrigens ist der Handel hier unbedeutend. Die ganze Colonie, so glänzend sie sonst war, verfiel immer mehr, und mit der Aufhebung der,

für alle diese Gegenden so wohlthätigen Jesuiten, verlor sie vollends Alles. Das äußerst schöne massive Klostergebäude dieses Ordens steht jetzt leer und zerfällt immer mehr. — Der Hunger findet hier weniger Befriedigung; denn selbst die Fische sind in der heißen Jahreszeit an dieser Küste selten.

Um die Ueberreste der Urbewohner in der Gegend des Flusses Ilheos kennen zu lernen, fuhr der Prinz den Fluß Itahype, der sich nicht weit von der Mündung des Ilheos ins Meer ergießt, hinauf. Diese Fahrt zwischen Urwaldern hinauf war sehr angenehm, und gewährte den Jägern viel Unterhaltung. Seine Ufer sind mit freundlichen Fazendas, von hohen Palmen umgeben, geziert. Man fängt in dem Flusse viele Schildkröten, und in den Gebüschen fanden sich die kleinen Sahui-Uffen zahlreich. Die Bewohner der Gegend fangen diese niedlichen zärtlichen Thierchen häufig, die man gern auch nach Europa bringen würde, wenn sie die See-reise vertragen könnten.

Nur die untern, näher am Meere gelegenen Ufer des Flusses sind mit Wohnungen geziert; hat man diese zurückgelegt, so erblickt man von beiden Seiten nur hohe Waldung. Wo diese fehlt, ist das Ufer durchaus schön grün bewach-

sen und bildet äußerst angenehme Hügel und Ebenen, über denen die hohen Wälder, mit den Kronen der Palmen geschmückt, malerisch hervorragen. Hier trifft man viele Wasserhühner, und, was besonders für die Jäger interessant war, viele Fisch-Ottern.

Wilhelm. Da gab es etwas für den Schuß!

Jäger. Wenn diese Thiere nur nicht so listig wären! Sie leben in Gesellschaft, sie schwimmen außer der Schußweite, kommen oft über das Wasser hervor, schopfen schnarchend Lust, wobei sie sonderbare Lüne hören lassen. Oft erscheinen sie mit einem großen Fische im Machen, als wollten sie ihre Beute zeigen, und tauchen dann schnell wieder unter. Selten wird man ihrer habhaft; denn wenn der angebrachte Schuß sie nicht tödtlich verwundet, so bekommt man sie nicht wieder zu sehen. Der Fluss bildet durch einen Kanal einen, einige Meilen großen See, der mit den schönsten Waldgebirgen umgeben ist, an denen man mehrere Pflanzungen bemerkte. Der See selbst hat früher mit dem Meere zusammengehangen und ist äußerst fischreich. Unmittelbar an seinem Eingange findet sich eine jetzt feststehende Insel, die ehemals schwimmend im See umhertrieb. Dieser See hat in den Augen der Landesbewohner seiner Schönheit und seiner Nut-

barkeit wegen einen großen Werth. Man unterhält den Reisenden, der in die Gegend von Zlheos kommt, gleich von diesem See; denn die ihn umgebenden Gebirge sollen reich an Gold und Diamanten seyn.

Minna. Dann freilich ist er merkwürdig genug.

Josephine. Ist's denn aber auch wahr?

Vater. Das ist eine andere Frage. Man fabelt sogar von einem Dorado —

Wilhelm. Das heißt?

Vater. Ein Land, in welchem die Diamanten herumliegen, wie bei uns die Feuersteine, und in welchem man Gold und Silber findet, wie bei uns Eisen und Blei. Ein solches Dorado soll in dem Innern dieser Gebirge liegen.

Herrmann. Das käme ja eumal aufs Nachsuchen an! Da könnte man ja reich werden, ohne sich Mühe zu geben.

Vater. Du bist nicht der Einzige, nicht der Erste, der so denkt. Aehnliche Träume haben die goldgierigen Europäischen Abentheurer vermocht, ein solches Land aufzusuchen —

Wilhelm. Und fanden sie es denn?

Vater. Bis jetzt noch nicht. Viele dergleichen Abentheurer kamen gar nicht wieder zum Vorschein.

Herrmann. Ja nun, sie können ja noch kommen.

X Vater. Indessen hat diese Thorheit die Folge gehabt, daß man durch jene Abentheurer die Gegend besser kennen lernte. Sie durchstrichen die dicken Waldungen, sie durchkreuzten die Gebirge, und so bekam man durch sie Nachrichten von der Beschaffenheit eines Landes, von dem man sonst wenig oder gar nichts gewußt haben würde. Heut zu Tage hat sich bei den Pflanzern der Glaube an dieses Dorado verloren; denn die Armut derer, die aufs Goldsuchen ausgiengen, überzeugt die Andern, daß die beste Goldquelle, das beste Dorado Fleiß und Ordnung sind.

Wilhelm. Hm, um das zu lernen, braucht man nicht erst nach Süd-Amerika zu gehen.

Vater. Der Prinz kehrte mit seinen Gefährten von dem See nach dem Flusse zurück, dessen Hauptarm nun in westlicher Richtung verfolgt ward, wo er sich durch die Waldungen fortwindet und unbedeutend wird. Es war Nacht, als man zu Almada, dem letzten Wohnsitz am Flusse, eintraf. Hier ist die Stelle, auf der man vor sechzig Jahren eine Aldea, oder ein Dorf von Indianern aulegen wollte. Ein Stamm der Botocuden —

Herrmann. Ha, ha! kommen die alten Bekannten noch einmal vor?

Vater. Ein Stamm dieses Volkes verstand sich dazu, sich hier niederzulassen, wenn man ihnen Land und Wohnungen geben wollte. Es geschah. Man bauete ihnen Häuser, eine Kirche, man setzte einen Geistlichen; man zog mehrere Küsten-Indianer dahin, aber die ganze Niederlassung ist zu Grunde gegangen. Die Leute starben aus, bis auf den alten Capitain Manoel und einige alte Weiber. Eben so vergeblich war ein zweiter Versuch mit Küsten-Indianer.

Josephine. Ob die Botocuden ihre Ohren- und Lippen-Hölzer beibehielten?

Vater. Ja. Leute, die vor dreißig Jahren hier wohnten, können sich dieses Pukes, so wie der Haarkronen ihrer Nachbaren noch recht gut erinnern. Der alte Capitain Manoel zeigt jetzt noch durch seine ganze Bildung, daß er ein Botocude ist.

Minna. Er wird doch als Capitain die Hölzer nicht mehr tragen?

Vater. Das wohl nicht. Diese äußern Kennzeichen hat er abgelegt. Aber er äußert immer noch eine große Vorliebe für sein Volk, und freuete sich sehr, da er den Prinzen einige Worte in der Sprache der Botocuden sagen hörte.

Zum Andenken an die früheren Jahre hält er seinen Bogen und Pfeile noch immer in großen Ehren; er ist noch fest und abgehärtet, liebt den Branntwein über Alles und fühlt sich sehr glücklich, daß er zuweilen in der Wohnung des Besitzers von Almeda, eines Holländers, Herrn Weyl, den Appetit stillen kann.

Wahrscheinlich wird der Fliß dieses Besitzers jene schöne Gegend zu einem Paradiese machen.

Er will eine große Fazenda anlegen, wozu ihn alle Umstände begünstigen, da die Gegend äußerst fruchtbar und die Wälder mit den schönsten Holzarten versehen sind. Er wird eine Kirche und für sich auf einem Platze eine Wohnung bauen, von der er die reizendste Aussicht genießt. Gegen Norden öffnet sich der Blick nach dem glänzenden blauen Spiegel jenes, von malerischen Gebirgen eingeschlossenen Sees. Den Horizont begränzt eine Bergkette, die sich nach dem Meere hinzieht. Links zeigt sich eine erhabene Gebirgs-Aussicht, wo grüne Bergketten einander überschließen und eine weite Aussicht gestatten. In südwestlicher Richtung durchschneidet die Urwälder jene große Straße nach Minas Geraes. Allein auch in der Nähe ist die Gegend von Almeda äußerst malerisch. Der Fluß eilt über Felsen zwischen Gebüschen dahin, und bildet nicht

weit von dem bestimmten Wohnungs-Plätze einen schönen Fall.

Wilhelm. Da möchte ich selbst wohnen!

Vater. Und würdest dort eben so glücklich seyn, als Herr Weyl, der hier, blos auf seine Familie eingeschränkt, weit von seinem Vaterlande, in jenem entfernten Winkel der Erde ganz glücklich und zufrieden ist. Aber dies ist auch nur dem gebildeteren, guten und fleissigen Menschen möglich, dem die Natur überall Thätigkeit und Vergnügen gewährt. — Der Prinz brachte hier einen recht glücklichen Tag hin; dann reiste er zu der Villa zurück, um sich zu einer grössern Reise anzuschicken.

Herrmann. Und diese war?

Vater. Er wollte von hier aus jene, vor zwei Jahren angelegte Straße nach Minas Geraes bereisen. Diese Waldstraße war mit grossen Kosten angelegt, aber in der kurzen Zeit schon ganz wieder vernachlässigt. Sie war bestimmt, dem innern offenen Lande der Capitanias von Minas Geraes und von Bahia für den Transport der Produkte eine Verbindung mit den Seehäfen zu verschaffen. Ein sehr nützlicher Plan, dessen Ausführung dem Handel sehr aufhelfen konnte. Einige Viehhändler kamen auch wirklich mit ihren Ochsenheerden oder Bojadas bis nach

Gl-

Itheos; sie mußten aber, da sie keinen Absatz und keine Schiffsglegenheit nach Bahia fanden, ihre Ochsen um geringen Preis weggeben. Dies machte die übrigen Handelsleute schen; die andern Viehhändler wurden abgeschreckt und seitdem betritt Niemand diese Straße. Sie ist völlig verwildert, mit Gesträucheln, Dornen und jungem Holze dermaßen bewachsen, daß ohne Axt und Waldmesser nicht einmal ein Reiter, geschweige denn Lastthiere derselben folgen können.

Herrmann. Und diese Straße wählte der Prinz dennoch?

Vater. Er wählte sie, weil er die schwere Hoffnung hatte, auf dem höhern Rücken der Capitania von Bahia ganz andere Naturerzeugnisse und eine von der Küste ganz verschiedene Schöpfung zu finden.

Wilhelm. Wenn ihn seine Hoffnung nur nicht betrogen hat.

Josephine. Das fürchte ich nicht. — Also diese Reise — ?

Mutter. Treten wir übrigens morgen Abend an. Ihr seht, daß es schon zu spät ist.

Vater. Nun freilich, zu einer Reise dieser Art muß man schon neue Kräfte sammeln. Also gute Nacht!

## D r i t t e r A b e n d.

---

Die Aussicht, den Prinzen und seine Gesellschaft in diesen ungeheuren Urwäldern von Süd-Amerika zu begleiten, hatte für die Kinder etwas zu Anzuhendes, als daß sie nicht mit Begeisterung die Erzählung dieser Reise hätten erwarten sollen. Sie sprachen von den großen Abenteuern eines solchen Unternehmens. Minna und Josephine bedauerten den Prinzen wegen der vielen Gefahren, Mühseligkeiten und Unbequemlichkeiten; in ihrer Einbildung sahen sie diesen edlen Prinzen im Todesgefahren unter reißenden wilden Thieren, unter Botocuden; sie sahen ihn verirrt in diesen ungeheuren Urwildnissen, die ihrer Meinung nach von Schlangen und andern eben so furchtbaren Bestien wimmelten müßten. Wilhelm und Herrmann waren freilich darin mit ihnen einverstanden, daß es an wilden Bestien dieser Art, und überhaupt an Gefahren nicht mangeln werde; aber sie blieben dabei, daß der entschlossene Prinz mit seinen eben so mutigen Leuten schon Mittel zur Besiegung aller dieser Gefahren finden würden.

So sprachen sie über das, was sie noch hören würden, als die Ankunft des Vaters die Unter-

haltung mit einem male unterbrach. Aufmerksam saßen sie auf ihren Pläcken, und warteten, als der Vater die Charte ausbreitete.

Vater. Wir ließen gestern den Prinz — Herrmann! — wo? —

Herrmann. In Villa dos Ilheos, wo er sich zu der wichtigen Reise mobil machte.

Vater. Recht. — Der Prinz hatte alle Ursache, mit seinem Aufenthalte an diesem Orte zufrieden zu seyn. Die Obrigkeit daselbst hatte ihn mit der grössten Artigkeit empfangen und Alle beeiferten sich, ihm Freude zu machen. Der Richter der Villa traf bei dem allgemeinen Mangel sogleich Anstalten, alle Lebensbedürfnisse für das Gefolge unsers Prinzen herbeizuschaffen.

Wilhelm. SchöN! So etwas gefällt.

Josephine. Und besonders einem Fremden.

Vater. Indessen fand der Prinz den Aufenthalt seiner Leute dort nicht zuträglich. Seine Brasilianer, die er zu der Reise durch jene Urwälder mitgenommen hatte, waren sämlich dem Branntwein ergeben und veranlaßten verschiedene unangenehme Auftritte. Der Prinz hielt es daher fürs beste, die Abreise zu beschleunigen. Ein in der Villa wohnender Mann brachte die von der weiten Landreise von Rio Janeiro bis hierher sehr in Unordnung gerathen

nen Pack-Sättel der Lastthiere wieder in leidlichen Zustand; eine Reparatur, die von der größten Wichtigkeit war, da den schwerbeladenen Thieren eine Reise durch wilde und dicht verwachsene Wälder bevorstand, wo sie häufig mit ihren Kisten und Ladungen gegen die Waldstämme anstoßen, und jedesmal einen Druck oder eine Quetschung erhalten, wenn die Pack-Sättel nicht recht gut und weich gefüllt sind, oder die Ladungen nicht im Gleichgewichte liegen. Ferner war dies eine Reise, die zum wenigsten vierzig Meilen durch unwegsame Gegenden gieng, und da machte es sich nöthig, Lebensmittel und besonders Branntwein mitzunehmen; so wie man auch an Aerte und Waldmesser denken mußte. Der Prinz nahm von hier drei tüchtige brauchbare Leute mit. Sobald alles dies im Stande war, ließ der Prinz einige große Kanoes mit dem Gepäck beladen und nahm von der Villa Abschied. Die Minas-Straße führt gleich unmittelbar von der Küste längs dem Flusse hinauf, und geht schon anderthalb Meilen von Ilheos in die ununterbrochenen Wälder. Am Abend landete der Prinz auf einer Fazenda, wo seine Lastthiere auf einer guten Waide ausgeruhet hatten. Hier nahm der Prinz noch einen Minetro, Namens Caetano, auf einige Zeit in Sold; der Prinz erfuhr von

ihm, daß die eine Brücke auf jener Straße ganz unbrauchbar sey; es wurden also sechs Leute mit Axtten vorausgeschickt, die Stelle zu untersuchen und nöthigenfalls eine neue Brücke zu bauen. Zwei Jäger mußten mit, um diesen Arbeitern ein Stück Wild zu verschaffen. Mit dem Reste der Leute blieb der Prinz zurück, wo er von einer Fazenda aus die benachbarten Wälder durchstreifte. Der Prinz erwähnt hier einer großen Menge unbekannter, schön singender Vögel.

Nach zwei Tagen kamen die vorausgeschickten Arbeiter mit der unangenehmen Nachricht zurück, daß an der Brücke nichts zu bessern möglich, und daß daher der Uebergang sehr schwierig sey. Allein der Prinz war einmal entschlossen, die Reise fortzusetzen und da schreckte ihn diese Schwierigkeit nicht ab. Er fand aber die Straße noch ungleich schlechter, als man sie ihm beschrieben hatte. Dornen zerrissen überall die Kleider und die Haut der Reisenden; mit dem großen Waldmesser mußte man sich erst einen Weg bahnen; es fanden sich Dicke von einem Gewächse mit hohen steifen Blättern, die den Durchgang bei der Masse des Thaues äußerst beschwerlich und unangenehm machten. Die Straße durchschneidet, Berg auf und Berg ab, quer die prachtvollsten finstersten Urwälder. Schon am ersten

Tage der ununterbrochenen Waldreise überstieg die Tropa mehrere Berge von bedeutender Höhe. An einem derselben hatte man die Straße in einem Schlangenwege hinauf geführt, und dennoch war sie für die beladenen Maulthiere sehr anstrengend. In den stillen, schauerlich einsamen Thälern, welche zwischen Höhen liegen, wo besonders viele Cocospalmen die Zierde des Dickests sind, fand man noch größere Hindernisse, und sehr oft einen sumpfigen weichen Boden, in welchem die Thiere tief einsanken.

Vorangeschickte, des Weges kundige Jäger eröffneten den Zug. Sie benachrichtigten die Tropa sogleich, sobald ein solches Hinderniß sich zeigte; alsdann wurde gehalten, die Reiter saßen ab, die Jäger setzten die Gewehre an die Stämme, das Gepäck wurde abgeworfen und jeder legte Hand an. Man hieb dünne Bäume nieder, man warf sie auf den Weg — abgehauene Cocosblätter wurden darüber hergedeckt und auf diese Art —

Wilhelm. War die Sumpfbrücke fertig.

Vater. Ja. So gelang es den Reisenden mit der angestrengtesten Arbeit in der Hitze des Tages vorzudringen, bis man häufig wieder auf quer über die etwa vier Ellen breite Straße gestürzte ungeheure Bäume stieß.

Herrmann. O weh!

Wilhelm. Ein schlimmer Verhau! Wie überstieg man ihn denn?

Vater. Schwierig genug! Man mußte durch die dichte Verflechtung des Waldes an der Seite einen Pfad bahnen, wobei Axt und Waldmesser die besten Dienste thun mußten. Alle diese Schwierigkeiten — wie der Prinz so schön als wahr sagt — die in den endlosen Urwildnissen den Reisenden aufhalten, sind aber doch so abschreckend nicht, wenn nur die Gesundheit nicht leidet und kein Mangel an Lebensmitteln eintritt. —

Wilhelm. Nun wahrlich! Beides fehlt in diesen Wildnissen!

Minna. Besonders das Erste. In diesen Wildnissen frank zu werden —

Herrmann. Oder noch mehr — nichts zu essen zu haben!

Vater. Der Prinz sagt ganz recht: „Der Mensch vergißt bei reger Thätigkeit die Beschwerden, welchen er unterworfen ist, und der Anblick jener einzige herrlichen, erhabenen Waldnatur gewährt seinem Geiste durch immer neue und wechselnde Scenen Beschäftigung; denn besonders der Europäer, der zum erstenmal in jene Wälder tritt, bleibt in einer beständigen Zerstreitung. Leben und üppiger Pflanzenwuchs ist überall verbreitet. —

nirgends ein kleines Plätzchen ohne Gewächse; an allen Stämmen blühen, ranken, wuchern und hesten sich Schlingpflanzen, Flechten und Moose von allerlei Art. Das Dickicht bilden unzählliche Geschlechter; Tausende von andern, größtentheils noch unbekannten Baumarten, deren abgefallene Blüthen man auf der Erde liegen sieht, und kaum errathen kann, von welchem der Riesenstämmen sie kamen — andere, mit Blumen bedeckt, leuchten schon von fern weiß, hochgelb, hochroth, rosenroth und blau; an Sumpfstellen drängen dicht geschlossen auf langen Schäften die großen schönen Blätter der Heliconien sich empor, die oft zehn bis zwölf Fuß lang sind und mit sonderbar gebildeten hochrothen Blumen prangen. Tausendfache Arten von Schlingpflanzen umwinden den Baum bis in seine höchste Krone; hier blühen sie und tragen Früchte, ohne daß je ein menschliches Auge sie sah. Zwischen vielen dieser Schlingpflanzen fault der ungeheure Baum und nun steht da die Menge der ihn umgebenden Schlingpflanzen wie eine kolossalische Schlange.“ — Der Prinz setzt bei dieser noch weiter ausführten Beschreibung hinzu: „Wer vermöchte anschaulich das Bild jener Wälder, dem, der sie nicht selbst sah, zu entwerfen! Wie weit bleibt hier Schilderung hinter der Natur zurück!“

Minna. Das glaube ich.

Wilhelm. Wer nur so etwas selbst sehen könnte! —

Vater. Am ersten Tage erreichte der Prinz eine Stelle, auf der die aus den tiefen Gegen- den herabgetriebenen Ochsenheerden übernachtet hatten. Die Hirten bauen zu diesem Zweck einen Coral, oder Ring, indem sie von Baum zu Baum Querstangen binden, und so einen eingeschlossenen Platz errichten, aus dem das Vieh nicht heraus kann. Dieser Coral lag in dem dicken Theile des Waldes, daher es schon sehr früh dort dämmerte. Zunächst des Ringes standen noch ein Paar elende Hütten, die aber so elend und verfallen waren, daß sie bei dem heftigen Regen nicht den mindesten Schutz gewährten. Noch schlimmer hatten es die armen Lastthiere; denn nach einer sehr angreifenden Reise, wie diese erste war, fanden sie in dem hohen Urwalde kaum etwas Gras für ihren Hunger. Der Wald war von dem heftigen Regen noch so naß, daß die Fortsetzung der Reise in der dicht verwachsenen Straße immer unangenehmer wurde. An diesem Tage entdeckte der Prinz einige neue noch unbekannte Pflanzen. Der Weg schien bequemer werden zu wollen, denn es zeigten sich weniger Ver- Reise nach Brasilien. II.

ge; bagegen aber fanden sich andere Hindernisse, auf die man nicht gerechnet hatte.

Herrmann. Das pflegt wohl so zu gehen.

Vater. Der Prinz ritt wie gewöhnlich vor der Tropa her und folgte gleich den Männern, die mit Axt und Waldmesser das Gebüsch wegräumten, als er plötzlich seine Leute hinter sich rufen, und alle beladenen Maulthiere im stärksten Galopp hinter sich herkommen hörte. Es blieb dem Prinzen nichts übrig, bei der Unbändigkeit der Maulthiere, als so schnell als möglich Platz zu machen, um nicht von den Kisten beschädigt zu werden. Die Maulthiere rannten alle davon.

Wilhelm. Nun! was fiel denn diesen ein? —

Vater. Die armen Thiere hatten an den Blättern der Gewächse am Wege ein Nest grimmiger Wespen berührt, und waren nun von diesen äußerst scharf stechenden Thieren in Menge angefallen. Besinnungslos vor Schmerz stürzten sie sich in das verworrene Dickicht der stachlichsten Gewächse. Selbst die Leute des Prinzen waren nicht leer ausgegangen, der Eine flagte über den Kopf, der Andere über das Gesicht. Erst nach längerer Zeit war die Tropa wieder gesammelt und in Ordnung gebracht.

Herrmann. Ein schlämmer Streich!

Vater. Diese Wespen hat man von verschiedener Art und Größe. Sie bauen ihr Nest im Walde unter großen Blättern an der Unterseite. Wird ein solches Blatt, was sehr leicht geschehen kann, zufällig von einem Reisenden berührt, dann wehe dem Armen. Ein ganzer Schwarm rachsüchtiger Bewohner stürzt hervor und setzt sich stechend auf den Unglücklichen. —

Um Mittage erreichte man eine tiefe Stelle im Walde, wo ein tiefer Bach war, über den sonst eine Brücke führte, die jetzt aber ganz verfault in dem Bett des Baches lag. Da war nun guter Rath theuer. Der Prinz entschloß sich daher, lieber hier zu übernachten, um den Peussten Zeit zu lassen, eine Anstalt zum Uebersezen der Tropa zu treffen. Nicht weit von den Ruisen der Brücke fand sich eine alte Hütte, deren Dach von Cocosblättern zwar nicht im besten Zustande war; doch aber leidlichen Schutz gegen die Feuchtigkeit der Nacht gewährte. Einige Jäger hatten auch schon für eine Mahlzeit gesorgt. Sie führten die Gesellschaft nach dem Lagerplatze, wo schon ein wildes Schwein, drei Uffen und noch ein anderes Thier auf dem Roste lagen; ein Anblick, der die hungrigen Reisenden sehr erfreute. Der Jäger hatte gestern, da er den Vortrab machte, das Schwein schon geschossen, und

es mit Zweigen bedeckt an einem Orte im Walde aufgehoben. Während der Nacht hatte sich eine große Unze zu Gaste gebeten, und die besten Stücke dieses Schwarzwildes zu sich genommen. —

Wilhelm. Die hätte der Jäger antreffen müssen! Er würde ihr gesegnete Mahlzeit gewünscht haben.

Vater. Gewiß. Nach der angenehmen Mahlzeit wurden nun Anstalten gemacht, das Gepäck über den Bach zu bringen; eine Arbeit, bei welcher die Eingebornen äußerst viel Gewandtheit und Geschicklichkeit zeigten. Auf einem einzigen Balken gingen sie von einem Ufer zum andern.

Herrmann. O, das kann sich auch!

Minna. Wirst es auch bei den Wilden oft nthig haben.

Vater. Sie trugen dabei eine schwere Kiste auf dem Kopfe.

Wilhelm. Ja, nun will es schon etwas mehr sagen.

Vater. Und auf diese Art trugen sie das ganze Gepäck über den Bach. Mehr Schwierigkeiten fanden sich bei dem Uebergange der Lastthiere. Die Ufer des Baches waren hoch, steil und glatt; unten befand sich ein tiefer sumpfiger Grund. Die armen Thiere sanken immer tiefer ein; und nur indem man ihnen die Balken und

Bretter der eingefallenen Brücke unterschob, gelang es, sie alle glücklich überzusetzen. Raum war man damit fertig, als schon die Nacht einbrach, die um so finsterer war, da man sich jetzt gerade in jener großen Regen-Periode befand. Eine unzählige Menge von Fröschen ließ ihre verschiedenartigen Stimmen hören, und leuchtende Insekten flogen wie Feuerfunken umher. Am dritten Tage der Waldreise fand die Gesellschaft einen etwas gebahnten Weg, der indessen nur bis zu einer Anhöhe führte. Von hier aus pflegten die Bewohner eine andere Straße einzuschlagen, die aber für beladene Thiere ganz unwegsam ist. Der Prinz war daher gendthig, der gewöhnlichen Straße zu folgen, die von hier aus ganz besonders unwegsam war. Man hatte ihr freilich Breite genug gegeben; allein umgesunkene zersplitterte Bäume, Dornen, Gesträuch und junges Holz, alles vom Regen durchnäßt, spererten unaufhörlich den Weg. An einer einsamen, von Dickung umgebenen und wild verwachsenen Stelle, fand man das völlig frische Lager einer großen Unze, die kurz zuvor hier geruhet und nach ihrer eigenthümlichen Art das Laub und Gras weggescharrt hatte. In dem dicken Geflechte und dem dunkeln Schatten des Waldes blühten die schönsten Gewächse; die majestät-

schen Stämme breiteten ihre Riesenkronen aus; unter ihnen fand man auf dem Boden die abgesunkenen großen Blumen einer prachtvoll scharlachrothen Passionsblume, welche die Erde an vielen Orten ganz bedeckten. Der Stamm dieses schönen Gewächses verflechtet sich in die höchsten Gipfel jener Waldbäume und bildet dort die schönste Krone. Der ganze Weg war mit den schönsten Blumen von allen Farben geschmückt; wie völlig in die reinste hochgelbe Farbe getaucht, prangten die Stämme des Pao d'Arco, eines zähen Baumes, aus dem die Wilden Bogen versetzen. Die geringste Bewegung der Luft wehte den herrlichen Geruch der hier häufig wachsenden Vanille weit umher; ein Gewächs, das hier wenig gesucht, wenig benutzt wird. Mehrere Thierarten, besonders Ratten und Mäuse, verzehren begierig die noch unreife Schoote dieses schönen Gewächses.

Minna. Haben also Geschmack, wie es scheint.

Vater. Eine Menge von Farrenkräutern, deren manche Art über fünf Ellen Höhe erreicht, bedecken den Boden; und selbst von Dornen zertrakt und zerrissen, vom Regen durchnässt und am ganzen Körper durch die von der Hitze bewirkte beständige Transpiration ermattet, fühlt

man sich dennoch zur Bewunderung jener erhabenen Pflanzenwelt hingerissen. Jetzt waren die Reisenden nicht weit von St. Pedro, der letzten Ansiedlung am Flusse Ilheos aufwärts; denn schon am Nachmittage traten sie aus dem dichten Walde in die Pflanzungen, die man zwischen den alten abgebrannten Stämmen angelegt hatte. Der Ort selbst ist ein elendes Dorfchen mit zehn von Thon gebaueten Hütten und einer Kirche, die einem elenden Schuppen ähnlich ist. Man hatte dies Dorfchen vor einigen Jahren angelegt, als man mit jener Straße zu Stande war. — Man versammelte hier verschiedenartige Menschen, Spanier, Indier, und zog selbst aus den Urwäldern eine Parthei Camacan-Indier herbei; ein Volk, das nicht weiter südlich streift, als bis an den Yarosfluss. Diese Wilden stehen auf einem hohen Grade der Cultur, als ihre Nachbaren, die Patachos und Botocuden; denn sie sind nicht blos Jäger, sondern pflanzen größtenteils auch schon Gewächse zu ihrer Nahrung, und binden sich mehr oder weniger an einen gewissen Aufenthalt. An das Dorfchen Villa de Pedro wurde Alles gewendet; es wurde ein Geistlicher angeordnet; es wurden noch einige Kirchen in der Nachbarschaft erbaut, es wurden Messen gelesen, es wurden Pflanzungen für Reisende ge-

bauet; aber alles ist jetzt verwildert, in Verfall gerathen und liegt unbenuzt. Alle Kosten und Anstrengungen sind umsonst, da die Straße selbst nicht gebraucht und in kurzer Zeit nicht mehr kenntlich seyn wird. Mit dem Verfall der Straße hieng auch der Verfall der Villa genau zusammen; denn die mit Gewalt zusammengetriebenen Menschen, die nicht gehörig unterstützt wurden, entflohen zum Theil, und ein großer Theil der eingezwängten Wilden wurde durch ansteckende Krankheiten weggerafft, weshalb die Uebriggebliebenen schnell in die Wälder zurückeilten. Die Lage des Dorfes ist sehr wild. Es ist rund um eingeschlossen vom Urwalde, der voll wilder Thiere ist, und wo die Patachos in kleinen Haufen umherstreifen, die zwar noch keinen Schaden gethan haben, denen aber demohngeachtet nicht zu trauen ist. Sie müssen, wie alle bösen Nachbaren, mit grösster Vorsicht behandelt werden.

*Josephine.* Ich möchte da nicht wohnen.

*Vater.* Ich selbst nicht. — Der Prinz war gerade zu Pedro angekommen, als man einen großen Festtag feierte. Dies war dem Prinz unangenehm, weil man in Brasilien an einem solchen Tage nicht zu reisen pflegt. Einer seiner Leute, der zu Pedro wohnte, geriet deshalb in Streit mit seiner Frau, wobei es zu ernsten

Thätlichkeiten kam. Am folgenden Tage war wieder ein Fest, wobei der Geistliche des Ortes die Gefälligkeit hatte, dem Prinzen die Bestimmung der Stunde zum Gottesdienst zu überlassen. Auch hatte er die Güte, dem Prinzen zu einer nthigen Reise nach Ilheos zurück ein großes Canoe zu leihen. Des Prinzen erste Sorge war nun, einen sichern, dieser Wälder kundigen Neugier zu erhalten, den er zur Begleitung nach Ilheos mitnehmen wollte, wo er noch mancherlet, in Pedro nicht zu habende Gegenstände anschaffen wollte. Der Fluß, an welchem die Straße herabzieht, war in der trocknen Jahreszeit so klein, daß man an manchen Stellen den Kahn kaum fortbringen konute; Felsenstücke und Steine füllen ihn fast ganz aus. Er hat einige starke Fälle, und ist daher für die Canoes beschwerlich; verstehen die Schiffer ihr Handwerk nicht ganz, so können diese Cascaden oder Wasserfälle sehr gefährlich werden. Selbst in seinem niedrigsten Stande behält der Fluß einige tiefe Stellen zwischen den Felsen, wo sich gewöhnlich viel Fische finden. Auf einigen Felsstücken saßen Krokodile oder Jacare's, deren dunkelgraue Farbe von ihrem Alter zeugte; gewöhnlich tauchten sie bei der Annäherung des Bootes gleich unter; und vergebens schoß des Prinzen Gesellschaft nach

ihnen. Diese Art Krokodile ist kleiner, als die, die man im Orinoco und andern Süd-Amerikanischen Strömen antrifft, wo sie zuweilen zwölf bis vierzehn Fuß lang sind.

Die Ufer des Ilheos, auf dem der Prinz jetzt fuhr, sind durchgehends mit dem schönsten Walde bedeckt, dessen mannichfaltige Gewächse jetzt in der Blüthe standen. — Die Schiffer oder Caneiros arbeiteten das Canoe glücklich über die Felsen hinab, welche dasselbe aber so beschädigten, daß es an der untern Seite wie zerstört war. Etwa eine Meile von der Seeküste nimmt der Fluß ein anderes Aussehen an; die Steine hören auf, es finden sich viele Anpflanzungen, die mit dem Walde abwechseln. Schöne hellgrüne Hügel, mit Weide oder Zuckerplantagen bedeckt, erheitern die Wohnungen, die von hohen stolzen Cocospalmen beschattet werden.

Es war gerade am Ende der Weihnachtswoche, als der Prinz die Villa Ilheos erreichte, wo jetzt eine außerordentliche Menge Menschen sich eingefunden hatte.

Wilhelm. Weshalb aber?

Vater. Man bereitete sich zur Feier des Tages des heiligen Sebastian vor.

Minna. Also ein Religionsfest.

Vater. Das man aber originell genug feiert. Ein hoher Mastbaum wurde auf gepflanzt und mit gemalten Flaggen geschmückt. Am Namenstage des Heiligen selbst durchzogen verkleidete Menschen unter Trommelschlag und allerlei Scherz treibend, die kleine Villa. Man schießt alsdann selbst am Tage häufig in den Straßen, und während der Nacht erschallt die Tanzmusik. Die reischnen Einwohner bestreiten die Unkosten solcher Feste, an welchen man gewöhnlich die Geschichte des Heiligen mit Verkleidungen, Aufzügen, Gesichten und dergleichen vorzustellen pflegt. Die zu diesen albernen Mummereien bestimmten Personen werden mehrere Tage vorher gewählt und eingeweiht. Am Tage selbst waren zwei Partheien, die einander bekriegten, Portugiesen und Mohren, welche ihre Anführer hatten. Eine Festung von Zweigen ward in der Nähe der Kirche errichtet; die Mohren erobern das Heiligenbild und bringen es in ihre Festung, bis am letzten Abend die andere Parthei es wieder erobert und mit großer Ehrfurcht in die Kirche zurück bringt.

Wilhelm. Das ist ja ein eigentlich militärisches Manöuvre?

Vater. Ja. Die Vorstellung dauert mehrere Tage, während welcher das Volk in beständiger Bewegung und häufig in der Messe war;

dabei aber blos seinen Vergnügen nachgeht, und sich dem erwünschten Müßiggange und allen Arten von Unordnungen hingiebt. Selbst die eingeborenen Indier, die für den Geist der Religion keinen Sinn haben, nehmen lebhaften Anteil an diesen Mummereien und dem äußern Gepränge. Daher benutzten zum Theil die Missionaire manche Gebräuche der wilden Völker, um ihren Lehren Eingang bei diesen Völkern zu verschaffen. —

Herrmann. Missionaire?

Vater. So nennt man Geistliche, die in der Absicht in nicht-christliche Länder reisen, um die Bewohner zum Christenthum zu bekehren. Herr von Humboldt, der berühmte Reisende, sah einst in einer Kirche, daß die Wilden massirt, mit Schellen behangen, wilde Tänze um den Altar herum tanzten, während der Franciskaner Mönch Messe las.

Minna. Abscheulich! Was hilft denn solchen Bekehrten die Religion, von der sie vielleicht nichts als die Gebräuche kennen?

Vater. Nichts. Sehr wahr sagt daher der Herr von Humboldt über diese Vermischung der Mexicanischen mit der christlichen Religion: „Keine Lehre hat hier der Lehre Platz gemacht; blos ein Ceremoniel ist dem andern gewichen,

und alle die Indianer kennen nichts von der Religion, als die äußern Formen des Cultus. Freunde von Altem, was zu einer gewissen Ordnung von vorgeschriebenen Ceremonien gehört, finden sie im christlichen Cultus ganz besondere Genüsse; und die Kirchenfeste, die damit verbundenen Feuerwerke, die Processe mit Tanz und barocken Verkleidungen sind für das niedere Volk reiche Quellen des Vergnügens.“ —

Der Prinz hatte seine Geschäfte in der Villa beendigt, und schiffte nun den Fluss wieder hinauf, um nach Pedro zu kommen. Diese Fahrt war sehr beschwerlich. Alle waren geröthigt, an einem sehr heißen Tage stark zu arbeiten, um die schweren Canoes über die drei bis vier Fuß hohen Felsstücke hinauf zu ziehen. Aber desto angenehmer war die Fahrt am Abend; denn jetzt verbreiteten die Baumblüthen am Ufer die erquickendsten Gerüche in besonderer Stärke. Zwei Tage hatte der Prinz nöthig, um Villa de St. Pedro wieder zu erreichen, wo er in der Nacht ankam. Die Leute des Prinzen hatten während der Abwesenheit desselben manche naturhistorische Seltenheit zusammengebracht, unter andern auch eine schöne, bis jetzt noch unbeschriebene Schlange.

Josephine. Ich dachte gar. — Eine Schlange!

Vater. Und zwar eine sehr schöne, die der Prinz in den südlicheren Gegenden schon gesehen hatte, und hier nun wiederfand. Sie zeichnet sich durch lauter kleine runde grünliche Perl-flecken aus, die sich regelmäßig über den ganzen Körper verbreiten.

Josephine. Alles gut, alles schön; wenn es nur keine Schlange wäre! —

Vater. Jetzt war nun nöthig, schnell die Einrichtungen zur Reise in die tiefen Urwälder zu treffen, um von der eingetretenen, so überaus günstigen trocknen Witterung Vortheil zu ziehen.

Wilhelm. Nun freue ich mich auf das, was ich dort hören werde!

Vater. Der früher erwähnte Caetano —

Herrmann. Caetano? — Wer war doch dieser?

Minna. Hast Du den Mann vergessen, den der Prinz den ersten Tag nach seiner Abreise von Ilheos auf einer Fazenda oder Gehöfte an der großen Strasse nach Minas fand?

Wilhelm. Und von dem der Prinz erfuhr, daß die Brücke unbrauchbar sey.

Herrmann. Ja, ja; nun weiß ich's schon. Der Prinz schickte ja noch sechs Leute hin, jene Brücke zu repariren.

Vater. Richtig. — Dieser Mann erbott sich hier, in des Prinzen Sold zu treten, um die ganze Tropa durch die Urwälder zu führen. Was dem Prinzen sehr lieb seyn mußte, war, daß der Mann recht gut damit umzugehen wußte, wie man Maulthiere behandelt und sie bepackt. Außerdem kannte er die Straße sehr gut, da er einmal mit Ochsenherden aus der Gegend hergekommen war, in welche der Prinz wollte. Ein junger Camacan = Indianer begleitete ihn beständig; der auch jetzt als Jäger diente und gewöhnlich früh Morgens mit einem andern Gehülfen zum Jagen vorangeschickt wurde.

Josephine. Das war ja Alles erwünscht!

Vater. Es war den sechsten Januar, des Morgens ganz früh, als der Prinz die Thiere beladen und das Zeichen zum Aufbruch geben ließ. Um durch die Pflanzungen von St. Pedr<sup>p</sup> nach der Waldstraße gelangen zu können, mußte der Prinz erst das alte verbrannte Holz aus dem Pfad weg schaffen lassen. So wurde jene Straße bald erreicht und nun gieng der Zug in dem schattenreichen Walde fort. Auf einer durch Verfaulen des Holzes unbrauchbar gewordenen Brücke brachen einige Lastthiere durch, und der Prinz hatte es blos der Thätigkeit des Caetano zu verdanken, daß diese Thiere nicht völlig

in den tiefen Bach hinabstürzten. Eine Sumpf-stelle war der Tropä sehr beschwerlich; indes, man besiegte auch diese Schwierigkeit und lagerte sich gegen Abend an einem Bache, wo wieder eine verfaulte Brücke eingefallen war.

Herrmann. Die Brücken müssen dort zu Lande schdn seyn!

Wilhelm. Komme ich hin, ohne Pontons reise ich nicht.

Vater. Daran thust Du recht. Nur möchte die Frage: Wie diese Pontons in dem Wagen fortzubringen sind? einigermassen in Betracht kommen. — Jetzt kamen die Jäger einer nach dem andern an und brachten Beute, besonders einen schönen schwarzen Falken mit nackter Kehle. Die erlegten Vögel waren aber nicht eßbar.

Herrmann. Kein guter Umstand.

Vater. Da diese Mahlzeiten also wegfielen, giengen einige Leute des Prinzen aus, um Fische zu fangen.

Herrmann. Gelang dies besser?

Vater. Ja. Auf einem Balken der eingefallenen Brücke sitzend, warfen sie die Angel ins Wasser, bemerkten aber eine schwimmende Schlange, die einen großen Frosch verzehrte.

Josephine. Nach der werden sie doch nicht geangelt haben?

Va-

Vater. Man erlegte sie durch einen Flintenschuß und brachte sie dem Prinzen. Die Schlange gehörte zu einer Art, die den begleitenden Brasilianern unbekannt war. Ihre Farbe war angenehm hellgelb und abwechselnd rothbraun. Um die schadhafte Brücke ganz umgehen zu können, ließ der Prinz einen Steig durch die dicken Geesträuche hauen. Hier fand er, da er vor dem Zuge herging, eine Menge seltener Wdgel, die mit Geräusch aufslogen, aber in dem Dicke nicht geschossen werden konnten. — Unter alten Urwaldstämmen entdeckte die Gesellschaft einen Erdhügel, den das große Gürtelthier hervorgescharret hatte, um seinen Bau oder Nahrre in der Erde auszuhöhlen. Diese sonderbaren Thiere, die von bedeutender Größe und Stärke sind, graben ihre tiefen weiten Höhlen gewöhnlich zwischen die stärksten Wurzeln der Bäume hinein. Man kann ihnen daher nicht beikommen, und auf der ganzen Reise sah man nicht ein einziges, ob man gleich die Höhlen sehr oft fand. — Eine zweite Brücke schien die Gesellschaft von neuem aufhalten zu wollen, allein diesmal gelang der Versuch; sie hielt die Last der beladenen Thiere glücklich aus. Die Tropa erreichte nun den Rio Salgado, der nicht weit von hier in den Ilheos sich ergießt. Er war flach, daher kounte man durchreiten und  
Reise nach Brasilien. II.

am gegenseitigen Ufer Feuer anzünden; die übrige Zeit benützte man zur Jagd, auf der man mehrere Uffen schoß, die sogleich auf einigen, von Stangen versorgten Rosten, gebraten wurden. — Die umliegende Wildnis zeigte sich bei näherer Untersuchung als ein dichter, ununterbrochener Wald; nur auf dem östlichen Ufer des Flusses fand man noch Merkmale einer Pflanzung, die vor zwei Jahren mit jener Waldstraße angelegt wurde. Hohes Gebüsch war indessen schon an diesem Orte verwachsen, und man erkannte die Stelle der hier gelegenen Pflanzung nur an dem Mangel des Hochwaldes und an den Hütten von Thon, welche zu jener Zeit zur Kirche und zur Wohnung für die Arbeiter gedient hatten. Die Lastthiere des Prinzen fanden in diesen verwilderten Pflanzungen selbst kein Gras mehr; ein Beweis, wie schnell in diesen heißen Regionen die Pflanzen sich entwickeln. In der Nähe der Hütten fand man noch eine Menge Piment-Sträuche, die man damals angepflanzt hatte. Die gewürzreiche Frucht dieses Strauches war der Gesellschaft sehr viel werth.

*Josephine. Weshalb?*

*Vater.* Sie ist ein kräftiges Mittel gegen Fleber; daher pflegen Reisende in jener Gegend diese Frucht immer bei sich zu führen. Sieht

irren große Thiere in der verwilderten Pflanzung herum und verzehren die Überreste der nützlichsten Gewächse, da der Mensch in dieser Gegend noch zu schwach ist.

Der Weg, den der Prinz am folgenden Morgen wählte, steigt und fällt beständig; kleine Hügel und Thäler wechseln mit einander ab. Die Bäume sind, wie gewöhnlich, vor außerordentlicher Höhe und Dicke. Hier wächst unter andern der so sonderbar gestaltete Baum, an dessen Schafte breite, brettähnliche Leisten entspringen, und von einer Höhe von zwei bis drei Ellen vom Stamm herab sich in die Erde versetzen, um die Wurzeln dieses sonderbar gestalteten Schaftes zu bilden. Man findet diese Bäume auch in Surinam, wo die Wilden mit ihren Axtten gegen diese vorstehenden, den auf die hohe Kante gesetzten Brettern ähnliche Ausswüchse schlagen, wenn sie den von ihrer Gesellschaft Verirrten ein Zeichen geben wollen. Eine große Menge von Vogeln, besonders Spechte und kleine Papageyen, schwärmt in diesen Waldungen herum. Besonders aber trifft man hier ganze Banden von Mariqui-Affen, welche, von einer Baumkrone zur andern springend, oder vielmehr schreitend, über die Straße hinzogen. Sie sind die Nähe der Menschen wenig gewohnt und entfliehen

daher bei ihrem Anblick sogleich. Die Jäger ließen sich aber nicht irre machen, sie suchten sie im Auge zu behalten und brannten ihre Feuerröhre nach ihnen ab. Oft blieb dieser große Ufse verwundet auf dem Baume hängen; oft legte er sich auch platt auf einen dicken Ast nieder, um sich zu verbergen. Sein Fleisch macht in diesen Waldungen beinahe einzig und allein die Nahrung der Reisenden aus. Der Prinz erfuhr von den Jägern, daß sie eine vorher noch nie gesehene Art kleiner schwarzer Ufsen bemerkten hätten, die aber für ihre Feuerröhre unerreichbar gewesen wären. Der Prinz hatte schon von diesen, bisher unbeschriebenen Ufsen, zu Ilheos gehört; er war begierig, sie kennen zu lernen, und einige Tage nachher geschah dies wirklich.

Bis zu der Stelle der Minasstraße, wo man jetzt war, kann man auf dem Flusse mit Canoes fahren, und daher nennt man diesen Ort Porta da Canoa. Der Wald, in dem die Gesellschaft sich gegen Abend befand, gehörte zu der Art, die man in dieser Gegend Etinga nennt. So wie man sich nämlich mehr von den niedern, feuchtern Ebenen der Seeküste entfernt, steigt der Boden allmählig saft an; nach Maßgabe des Steigens wird er trockner und der Wald niedriger. Dieselben Baumarten, die in dem weiten

Striche der hohen, feuchten, dunkeln Küstenwälder einen schlanken, schäftigen Wuchs erreichen, bleiben hier weit niedriger; auch sind diesen trocknen Waldungen eine Menge von eigenthümlichen Baumarten beigemischt. Der Boden ist mit einem verwachsenen Dickicht von Bromelia-Stauden überzogen, deren stachliche Blätter dem armen Brasilianischen Jäger mit seinen unbedeckten Füßen sehr beschwerlich fallen. Die Straße war hier sehr unwegsam und verwachsen, hohe Gebüsche von mancherlei Arten und andere Gewächse verlehten die Reisenden mit ihren Stacheln und schienen selbst die Kleidungsstücke rauben zu wollen.

*Josephine. Schöne Lustparthe!*

*Walter.* Dazu kamen noch die vielen Wohnungen der großen Wespen, die die Lage der Reisenden noch weit unangenehmer machten. Die größere schwarzbraune Art besonders fiel an einer gewissen Stelle dermaßen über sie her, daß alle Thiere tobten und die Menschen, von mehreren dieser Thiere zugleich gestochen, noch lange nachher laut Flagten. Mit geschwollenem Gesicht und Händen, mit zerrissenen Knien durchstreiften sie diese verworrenen Gebüsche in einer erschaffenden Hitze. Gegen Abend kam für die Thiere noch eine neue Beschwerde hinzu.

*Minna. Armes Vieh! Was gab es denn nun?*

Vater. Sehr tiefe Schluchten wechseln jetzt mit ansehnlichen Höhen ab. Hier sah man schauerlich wilde Thäler, wo eine kühle, ewige Dämmerung herrscht; hier verblühen an Klaren, über Felsen dahin rauschenden Waldbächen, Prachtblumen, fern und unbewundert vom menschlichen Auge; nur der einsame Tritt des jagenden Mastachos oder der Unze, oder des Anto stört die stille Ruhe dieser abgeschiedenen Wildnisse. In vielen Thälern waren die Bäche jetzt von der Hitze ausgetrocknet. Die Reisenden mußten daher, ungeachtet der Ermüdung der Lastthiere, noch bedeutend weit fortziehen, um Trinkwasser bei dem Lagerplatze zu haben.

Wilhelm. Und fanden es doch?

Vater. Glücklicher Weise entdeckten sie einen kleinen Klaren Bach, der durch ein finstres tiefes Waldthal dahin rauschte. Nahe an diesem Bach wurde der Lagerplatz aufgeschlagen und die heute erlegten drei großen Uffen wurden zum Abendessen zugerichtet. Schöne hochrothe Blumen zierten den Lagerplatz, so wie eine andere mit herrlichen lebhaften Orange-Farben. Von langen Cocoswedeln erbaute man eine leichte Hütte gegen den Thau. — Damit Alles sich von dem angreifenden Marsche des vergangenen Tages erholtne, ließ der Prinz am folgenden

nur einen geringen Weg machen. Der dichte Wald, durch den man zog, lieferte eine Menge äußerst interessanter Pflanzen; die Wildnis war mit dickem Rohre verschlungen; einige Bäche enthielten klares frisches Wasser; an den Ufern blühten herrliche Pflanzen. Kleine Hügel und Vertiefungen wechseln mit einander ab, auf den Höhen ist der Wald Etinga — Ihr versteht doch den Ausdruck? — in den Thälern findet man noch Hochwald. Hier erfrischt eine liebliche Kühlung um so mehr, da auf den Hügeln der Boden trocken und erhitzt ist. Die Jäger erlegten an einem kleinen Bach in der Kühlung eines mit Hochwald erfüllten Thales mehrere Uffen, unter anderu ven mit der gelben Brust, den der Prinz schon am Belmonte gefunden hatte. Bei näherer Besichtigung entdeckte man, daß er unlängst durch den Pfeil eines jagenden Wilden verletzt worden war.

Minna. Der kann recht sagen, daß es ihm bestimmt war, erschossen zu werden.

Vater. Hier fand man auch den größten, dem Prinzen in Brasilien vorgekommenen Schmetterling, den sogenannten Phalaena Agrippina, der eine Breite von fast einer halben Elle erreicht, und auf einem schmutzig weißgrauen Grunde mancherlei schwärzliche Zeichnungen trägt. Dieser

Schmetterling bringt hier in der Kühlung den Tag hin, und verläßt seinen Aufenthalt in der Abenddämmerung. Um ihn zu fangen, muß man sich mit grösster Vorsicht nähern und dennoch flog er gewöhnlich davon. Der Prinz fieng ihn endlich dadurch, daß der ihn begleitende junge Botocude den Schmetterling mit einem stumpfen Pfeil schoß. —

Die Gesellschaft erreichte nun eine Bergkette, in welcher viel starke Stämme standen, aber auch eben so viel umgestürzte starke Bäume in der Straße lagen, die es nothwendig machten, einen Weg durch das Dickicht zu bahnen. In diesem Bezirk der Waldung fand sich in dem feuchten, den Boden bedeckenden Laube, die gehörnte Kröte, von welcher Art der Prinz viele kleine Jungs fangen ließ, die sich durch die Lebhaftigkeit ihrer schön glänzend hellgrünen und bräunlichen Zeichnung vor den Alten auszeichneten.

Josephine. Kröten? —

Mater. Nun ja. Warum nicht? Auch fieng man an einem Baumstamme eine Eidechse, die unter dem Halse einen großen Orangefarbenen Kehlsack aufbläst, wenn man sich ihr nähert. Auch zeigte sich öfters eine rothliche Kröte, mit einem dreifachen schwarzen Kreuze auf dem Rücken.

Jos

*Josephine.* Arden und Eidechsen? — Ich schaudere, wenn ich daran denke. —

*Vater.* So beschäftigt mit der Betrachtung mancher Naturseltenheiten, erreichte die Gesellschaft im Walde eine Stelle, die die erste Spur des Aufenthalts von Menschen in diesem einsamen Walde zeigte.

*Josephine.* Nun müßten diese vollends Wilde gewesen seyn!

*Vater.* Und wer sollte es sonst seyn? Wer möchte sich sonst hier verlieren? — Umherstreifende Camacan-Indianer hatten hier vor einigen Wochen gelagert, und sich mehrere Hütten erbauet.

*Herrmann.* Fand man denn diese Baracken noch?

*Vater.* Ja. Sie waren von Stangen in viereckiger Gestalt zusammengebunden, und mit Tafeln von Baumrinde etwas nachlässig gedeckt; auf dem Boden rund umher lagen die Federn der Vogel, die den Bewohnern der Hütten zur Mahnung gedient hatten. — In welche Gegend der Urwälder sich aber jetzt jene wilden Jäger gewendet hatten, konnte man nicht errathen.

*Josephine.* Das war auch am besten.

*Vater.* Der Führer der Tropa, so wie auch sein, dieser Waldungen kundiger junger Camacan, versicherte indessen, daß die Gesellschaft jetzt zu Reise nach Brasilien, II.

ihrer Linken, also in südlicher Richtung, schon eine der größten, stark bewohnten Aldeas der Indianer vorbeigegangen sey.

*Josephine.* Wenn die sich so begegnet wären!

*Wilhelm.* Je nun, das wäre kein Unglück gewesen! —

*Vater.* Das ist auch meine Meinung. — Gegen Abend erreichte die Gesellschaft, gebrannt von Nesseln und gestochen von Wespen, einen Fluß, der mit crystalhellem Wasser über Steine hinrauscht, jetzt aber sehr unbedeutend war. Unter alten Urstämmen wurde in einer romantischen Wildnis das Lager aufgeschlagen. Das Gepäck wurde aufgeschichtet und an den Schlingpflanzen aufgehängt; man hoffte, auch ohne ein Dach eine angenehme Nacht zu haben. Da entstand aber plötzlich um Mitternacht ein furchtbare Gewitter, und der in Strömen herabstürzende Regen scheuchte Alles aus dem tiefen, sausten Schlase auf.

*Josephine.* Was machte man denn nun?

*Vater.* Man bedeckt in solchen Fällen das Gepäck mit Ochsenhäuten und sich selbst mit guten Mänteln oder Regenschirmen.

*Wilhelm.* Ich würde auf jeden Fall einige Zelte bei mir führen.

*Vater.* Auch der Prinz denkt daran, gesteht aber auch zugleich, daß diese Fürsorge mit zu vie-

len Schwierigkeiten in Hinsicht des Transportes verbunden ist. Man muß dann mehr Maulthiere bei sich haben, und diese würden in zu großer Anzahl in dem ununterbrochenen Urwalde keine Nahrung finden.

Wilhelm. Freilich wäre das die Hauptache.

Vater. Der Prinz urtheilt daher ganz richtig, wenn er sagt, daß der Reisende, der sich den Mühseligkeiten eines solchen Unternehmens ausseht, vor allen Dingen einen gesunden, zu Anstrengung jeder Art geübten Körper haben muß. Lebendiger Eisfer für den Zweck seiner Reise muß ihn erfüllen; mit guter Laune und Heiterkeit muß er Beschwerden ertragen, zu Entbehrungen muß er sich gewöhnen und jeder widrigen Lage muß er eine freundliche Seite abgewinnen können.

Minna. Möchte wohl etwas schwer seyn!

Wilhelm. Muß sich aber doch lernen lassen. Was meynst du, Herrmann?

Herrmann. Ich denke es auch.

Vater. Unser Prinz verstand und übte diese schwere Kunst. Seine Gefährten ahmten ihm nach. Mit Ruhe blickte Alles in die dunkeln Regenströme; man scherzte über die sonderbar gruppirte Gesellschaft der Abentheurer, welche, ein Feder auf seine Weise, nach Möglichkeit sich zu schützen suchten. Man tröstete sich freilich mit

der Hoffnung, daß auch diese Regenzeit vorüber gehen würde; aber man konnte es sich nicht versperren, wie übel es um die ganze Gesellschaft stehen würde, falls der Regen mehrere Tage andhielt. Alsdann erkranken die Menschen; die Lastthiere, die am wenigsten anhaltenden starken Regen ertragen können, fallen sehr schnell, und ganze Caravanen Reisender haben auf diese Art ihr Leben in kurzer Zeit in den Wäldern solcher heißen Gegenden eingebüßt.

*Josephine.* Nun? — Und wie wurde das Wetter? —

*Vater.* Nach einer furchtbaren Nacht brach der Tag an, und welches Glück! ein heiterer Sonnenstrahl zerstreute das dunkle Gewölke und belebte die ganze Tropa mit neuem Muthe.

*Josephine.* Gottlob!

*Vater.* Dieser Muthe war auch recht müdig. Denn man mußte mit denen, aus Mangel an Nahrung etwas geschwächten Maulthieren, und mit dem durchnäßten und daher sehr erschwerten Gepäck beladen, die Reise über Berg und Thal fortsetzen.

*Minna.* Und das in einem dicken Walde, nach starkem Regen!

*Vater.* Alles dies bewog den Prinz, aus einem Tägelmarsch zwei zu machen. Die Straße

war am ersten Tage ziemlich frei von Gebüschen, nur eine Menge niederer, stechender Pflanzen, und besonders die alten Feinde, die Wespen, beschwerten sehr. Man fieng jetzt an, feindlich gegen die letztern zu verfahren, und eine große Menge Nester wurden zerstört. Die Gegend, in der man sich jetzt befand, war bergigt. Die Aus höhen waren nicht besonders bedeutend, aber dürr und trocken, mit vielen Urgebirgstrümmern; dann bilden sich wieder Waldungen von der Art, die man Eatinga nennt, und deren Boden an freien Stellen mit einem Teppich des schönsten Grases bedeckt ist. Fortschreitend in diesen Gewächsen, beunruhigte man oft einen großen Vogel, der sein Nest auf der Erde bauet, und dessen Eier oft für den Reisenden in dieser Gegend das einzige Nahrungsmittel ist. — An einer dieser Anhöhen erkrankte das beste Lastthier, es starb und verursachte allen einen fühlbaren Verlust. Vogel, die der Prinz bisher vergebens gesucht hatte, die großen Geierknige, zeigten sich jetzt augenblicklich in der hohen Luft; ihr feiner Geruch hatte ihuen sogleich den todten Körper verrathen; allein ihre Klugheit hielt sie in großer Entfernung, und vergebens verbarg der Prinz einen Jäger im Hinterhalt, um sie zu überlisten. Um indessen eines solchen Vogels

habhaft zu werden, blieb der Prinz in der Nähe an einem Orte, an dem ein Kreuz stand, weil hier ein Judier begraben lag. Die Stelle, an der der Prinz ruhen wollte, war jetzt gerade von einem Affen in Besitz genommen, der indessen so bescheiden war, Platz zu machen. Ein anderer Bewohner vertrug sich besser mit den Fremden.

Herrmann. Und dieser war?

Water. An dem Blatte eines jungen Baumes fand sich das niedliche Nest zweier Kolibri's, aus gelbrotlicher Pflanzenwolle erbauet, in welchem sich zwei sehr kleine nackte Jungs befanden.

Herrmann. Die tödtete man doch nicht?

Water. Nein. Der Prinz sagt vielmehr, daß man sie in Schutz genommen habe. — Die Regengüsse von voriger Nacht hatte man noch im frischen Andenken. Um also gegen einen zweiten Fall dieser Art gesichert zu seyn, hieb man einen großen Baum um, schälte ihn ab, um eine aus Stangen erbaute Hütte damit zu decken. Eine solche Hütte ist bald gebauet. Man steckt einige Stangen in die Erde, befestigt einige Querstangen daran und bedeckt diese mit den Blättern dergestalt, daß dadurch ein schräger, schlefwinklisch geneigter Schirm entsteht. Fehlen diese Blätter, so schält man Bäume ab und deckt mit den Latseln dieser Rinde die Hütte.

Wilhelm. In der es sich ganz 'gut muß schlafen lassen.

Vater. Gewiß, und nach einem ermüden-  
den Wege eben so gut, als in unsren Betten.  
Bis morgen wollen wir nun den Prinzen und seine  
Gefährten ruhen lassen.

### V i e r t e r A b e n d.

Es war natürlich, daß die Kinder sich das alles, was sie von der Reise des Prinzen durch jene Urwälder gehört hatten, wiederholten. Sie sprachen über die Gefahren und über die Unbequemlichkeiten, die nothwendig mit einem Unternehmen dieser Art verbunden waren. Wenn Minna und Josephine bei der Erinnerung an diese Gefahren schauderten, so waren freilich Wilhelm und Herrmann entschlossener. Sie meynten, daß dergleichen sich wohl ertragen ließe, wenn man gesund und entschlossen sey; indessen konnten sie es doch nicht bergen, daß zu einem Unternehmen dieser Art mehr Muth und mehr Kraft gehöre, als zu jedem andern. — Der Vater kam während ihrer Unterredungen zu ihnen. Auch er war der Meynung, daß die Reise des Prinzen eine

der gefahr vollsten und mähevollsten sey; so wie auch der Zweck derselben, Befriedigung eigener Wissbegierde und Verbreitung nützlicher Einsichten, einer der edelsten sey. — Das Gespräch gieng nun gleich damit seinen gewöhnlichen Gang fort, daß die Kinder um die Fortsetzung der Reisegeschichte batzen.

Vater. Der Prinz war jetzt — ?

Wilhelm. In der mit Tafeln von Baumrinde erbauten Hütte.

Vater. Richtig. Wir verließen ihn da, die Jäger erwartend, die bei dem todten Maulthiere auf einen Geierkönig gelauert hatten. Jetzt fanden diese mit leerer Hand zurück, denn sie hatten nach einem Geierkönig geschossen, ihn aber gefehlt. Der Prinz brach nun mit der Gesellschaft auf. Unterweges fand man eine Art sehr schön gezeichneter blaubärtiger Heher, einen schwarzen Vogel mit weißen Flecken und einer abstechenden blauen Platte am Kopfe. Aber auch der schwarze Sahui, den ich schon früher erwähnte, wurde hier zum ersten Male geschossen. Diese kleine Affenart ist kohlschwarz; das Gesicht ist mit rothen, aufgerichtet stehenden Haaren umgeben. Eben so roth sind die Borderarme, und auf dem Schwanz, der länger ist, als das ganze Thierchen, befindet sich ein Streif von die-

ser rothen Farbe. Sie leben in kleinen Gesellschaften, und ziehen in den Kronen der Bäume umher. Zum Essen sind sie zu klein. Ihre Geschlechter sind in den Urwäldern unendlich zahlreich, und es ist wahrscheinlich, daß man in jenen Waldungen noch neue Arten entdeckt. — Die Jäger erlegten im Allgemeinen nur kleinere Thiere und besonders Affen. Der Wunsch, einmal einer Unze zu begegnen, ward nicht befriedigt, ob man gleich oft die frischen Spuren dieser Raubthiere und die Baumstämme fand, an denen sie ihre gefährlichen Klauen gewetzt hatten.

Herrmann. Das muß ja ein furchtbare Thier seyn; ich habe es mir als eine Rahe gedacht.

Vater. Und das mit Recht, so wie Du den Tiger und Löwen auch als eine Rahe denken kannst, zu deren Geschlecht sie gehören. Eben so die Unze, die man den Tiger Süd-Amerika's nennen kann. Sie ist groß, hat eine bräunlich-gelbe Grundfarbe mit schwarzen Flecken, die in der Mitte die Grundfarbe zeigen. Ihr Wohnplatz sind die Wälder der wärmeren Theile von Süds-Amerika; sie ist dort das furchtbarste Raubthier, das den Heerden großen Schaden thut. —

Eben so unglücklich war die Gesellschaft in Ansehung der wilden Schweine, deren Fährten

man häufig fand, ohne ein einziges erlegen zu können. Möglich, daß das Schießen im Walde, das beständig anhaltende Geräusch der Lastthiere und das Rufen der Treiber das Wild verscheucht hatten. Die Hunde, die die Gesellschaft bei sich hatte, jagten zuweilen laut, wenn sie irgend ein Thier antrafen; auch trieben sie einigemale die merkwürdige große Eidechse, die Teia, in einen hohlen Baum, wo man sie mit Hülfe der Axt leicht hätte bekommen können, wenn man die Zeit dazu gehabt hätte. — Der Wald war heute stark vom Regen durchnäßt, und theilte der Gesellschaft seine Feuchtigkeiten reichlich mit. Um für die nächste Nacht eine bessere Hütte bei vorfallendem Regen errichten zu können, nahm man, wo sich die Gelegenheit darbot, große Palmensblätter mit, und mit dieser wohlthätigen Bürde kam man noch vor Sonnenuntergang an den Fluß Ilheos oder Cochoeira, der auf der Straße hier zum letztenmale passirt wird. Hier macht der Fluss eine Wendung und durchschneidet die Straße, neben der er auf der südlichen Seite von hier bis zu der Mündung in das Meer fortläuft. —

Wilhelm. Schlug man denn hier das Lager auf?

Walter. Ja. Am westlichen Ufer errichtete man einige Hütten von Stangen und bedeckte

sie gegen Regen mit den mitgebrachten Blättern. Andere der Gesellschaft fiengen in kurzer Zeit so viel Fische, als zum Abendessen nöthig waren. — Die Lastthiere der Tropa waren von der angreifenden Waldreise bei spärlichem grünen Futter ziemlich abgemattet, und der Vorrath von Mais war beinahe ganz verzehrt. Daher fäste man den Entschluß, ein Dorf der Camacan-Indianer im Walde aufzusuchen, welches der, die Tropa begleitende junge Camacan kannte. Caetano erbot sich, mit demselben dahin zu gehen, um jenes so nöthige Bedürfniß daselbst aufzusuchen, und im Falle der Möglichkeit selbst einige jener Wilden zur Unterstützung und zum Fagen zuzufinden. Das Dorf der Camacans war anderthalb Tagereisen von dem Platze entfernt, wo der Prinz war, und die Gesellschaft mußte sich daran auf gefaßt machen, vier bis fünf Tage in dieser einsamen Wildniß hinzubringen.

Herrmann. Je nun, war das Wetter gut und fehlte es nicht an Lebensmitteln, so gieng ein Bivouak in Urwäldern schon an. —

Vater. Schade nur, daß gerade das letzte leider zu sehr eintraf. Der Prinz hatte dem jungen Camacan noch drei der unternehmendsten, gewandtesten Männer, wohl bewaffnet, mitgegeben. Die Uebrigen, die bei den Hütten zurück-

blieben, fühlten nun das dringende Bedürfniß des frischen Fleisches zu sehr, um mit der Fieber verursachenden Fischspeise abwechseln zu können. Während einige Leute angelten, durchstreiften andere die nahen Urwälder, wo sie eine Menge der kleinen Sahuis schoßen; leider aber genügten diese, bei ihrer geringen, kaum dem Eichhörnchen gleichenden Größe, den hungrigen Jäger = Mägen wenig. Diese ganze Gegend schien an größern jagdbaren Thieren sehr arm zu seyn; denn die Jäger erlegten nichts als kleine Thiere. Nach einigen Tagen wollten auch die Fische nicht mehr an die Angel beißen, und so blieb der Gesellschaft nichts, als Mandiocca = Mehl und trocknes Salzfleisch.

Wilhelm. Das war ja eine wahre Quarantine !

Walter. Den armen Lastthieren gieng es leider nicht besser, als den Menschen. In dem dichten Walde, auf dunkelbeschattetem Boden kommt wenig Grünes fort und in der lichtern Straße fand man nur harte, größtentheils dorngte Geesträuche. Kein Wunder, wenn diese klugen Thiere beständig nach bessern Weideplätzen zurückzukehren suchten, deren Andenken ihrem Gedächtniß lange gegenwärtig bleibt. Das Zurücklaufen der Maulthiere machte jetzt eine Hauptbesorgniß aus, und

man mußte es mit größter Sorgfalt zu verhindern suchen.

M i n n a. Konnte man denn das? — Und wie fieng man dies an?

V a t e r. Man trieb die Thiere in der alten Waldstraße vorwärts, und da das auf beiden Seiten befindliche Dickicht undurchdringlich war, so verschloß man sie hinter ihnen mit langen Stangen und Baumstämmen. Aber dennoch brachen sie gewöhnlich durch, sobald die Nacht eintrat; man hörte sie durch den nahen Fluß traben, ohne sie bei der großen Finsterniß sehen zu können, und dann mußten sie mit vieler Mühe zusammen geholt werden. Aber alle Anstrengungen der Leute fruchteten nichts; denn kaum hatte man die Thiere verlassen, als sie schon wieder durch das Dickicht brachen, und an den Fluß eilten. Jetzt kam man auf den Gedanken, daß eine andere Ursache, als das Verlangen nach besserer Weide, diese Thiere trieb. Der Prinz schickte am folgenden Morgen einige Jäger auf der Straße vorwärts, und —

H e r r m a n n. Nun, Vater? —

V a t e r. Und man fand die Spur von zwey gewaltigen Unzen, die während der Nacht ganz in der Nähe der Gesellschaft umher getrabt waren, und ohne Zweifel bald ein Paar der Maulthiere gefangen haben würden,

Wilhelm. Das hätte noch gefehlt!

Josephine. Erschöß man sie denn nicht?

Vater. Nein, denn diese Raubthiere sind zu listig. Um sie aber von fernern Versuchen auf die Maulthiere abzuhalten, wählte man das beste Mittel; man beunruhigte öfters die Gegend und zündete Abends mehrere Feuer an. —

Der Prinz benutzte die Zeit der Ruhe an diesem abgeschiedenen Orte auf das thätigste, um die Wald-Umgebungen und ihre Produkte immer besser kennen zu lernen. Die Erndte fiel besonders in Hinsicht der Kräuterkunde sehr reich aus; man fand besonders seltene Arten der Farrenkräuter, und unter diesen eine Art, die über fünf Ellen hoch wächst, und die man während der Reise nur ein einzigesmal bemerkte. Ein Beweis, daß sie selbst in diesen kräuterreichen Gegenden als eine Seltenheit angesehen werden muß. Auch wurden hier mehrere, bisher ganz unbekannte Arten Bdgel geschossen.

Vier Tage hatte man nun an dem Flusse zugebracht, als man plötzlich gegen Mittag einen Schuß hörte, dessen Echo weit in dem Walde fort schallte. Dieser Schuß erregte die Hoffnung, daß die abgeschickte Mannschaft in kurzer Zeit zurückkehren werde.

Minna. Und man betrog sich doch nicht etwa? —

Vater. Nein. Bald hörte man mehrere Schüsse, deren Wiederhall durch die tiefen Waldungen tönte, und einer der Abgeschickten mit zwei Camacan-Indiern stand am andern Ufer des Flusses, in der Hand trug er einen noch lebenden schönen, weißen Falken von einer, dem Prinzen gänzlich unbekannten Art.

Josephine. Wo blieben denn die übrigen? Caetano und der junge Camacan? —

Vater. Diese waren nicht mit zurückgekehrt, sondern hatten, der Verabredung gemäß, von dem Indianerdorfe aus den Rückweg nach Pedro genommen. — Der jetzt zurückgekommene, ein Mulatte, Namens Manoel, berichtete nun, daß er das Dorf der Wilden glücklich gefunden habe; er beschrieb es als ein kleines, ärmliches Dörfchen, dessen Bewohner sich noch in dem rohesten Zustande befänden. Nur fünf Männer habe er dort angetroffen, von denen der eine an einer schweren Fußwunde frank gelegen habe. Zwei Camacans lebten beinahe ganz von der Jagd, und pflanzten nur einige wenige Gewächse zu ihrem spärlichen Bedarf.

Minna. Da wird es denn mit der Requisition der Fourage schlimm ausgesehen haben!

Vater. Wie Du leicht denken kannst. — Der Prinz erhielt leider für seine Maultiere

keinen Mais. — In einigen dieser Dörfer der Wilden hatte man noch nie einen Europäer gesehen; andere, mehr nach den europäischen Colonien hin gelegene Dörfer, pflanzen so viel Baumwolle und Mais, daß sie mit diesen Früchten Handel treiben. Die beiden jetzt mitgekommenen Wilden waren wohlgewachsen, stark und fest; sie giengen, bis auf einen Schurz von Blättern, nackt. Ohren und Lippen waren bei ihnen nicht verunstaltet. Einige lassen ihre Haare so lang wachsen, daß sie bis auf die Hüften reichen.

Josephine. Das muß ein furchtbares Ansehen geben!

Vater. Gewiß. Andere schneiden sie rund im Nacken ab. Ihre Bogen und Pfeile waren besonders nett und zierlich gearbeitet. — Des Prinzen Freude über den schönen Falken war um so größer, da er denselben früher zwar öfter in der Luft schwebend erblickt hatte, aber seiner nie habhaft werden konnte. Er ist ihm auch auf der ganzen Reise nie wieder zu Gesicht gekommen.

Josephine. Die beiden Wilden blieben also bei der Gesellschaft? Wie benahmen sie sich denn unter den Fremdlingen?

Vater. Wie Du das leicht denken kannst; sie gafften alles neugierig an, sie sprachen kein Wort und setzten sich still an dem Feuer nieder.

Nach

Nach einer kurzen Ruhe sandte sie der Prinz auf die Jagd aus. Ihre Gewandtheit in dieser, ihnen gleichsam angebornen Beschäftigung, ist außerordentlich. Sie kehrten am Abend unter andern mit zwei schönen großen Uffen zurück, denen der kräftige Pfeil sämmtlich die Mitte der Brust durchbohrt hatte.

Herrmann. Das müssen gute Schützen gewesen seyn!

Vater. An eben diesem Tage erlebte die Gesellschaft gegen Abend noch eine der unterhaltendsten Jagdpartien. Man war nämlich in den Hütten, Feder auf verschiedene Weise beschäftigt, als in dem nahen Flusse eine zahlreiche Bande von Fischottern erschien, die von der sich dort aufhaltenden Gesellschaft der Fremden nicht das Geringste vermuteten.

Wilhelm. Na! ihr werdet schön angelommen seyn!

Vater. Da diese sonst außerst scheuen Thiere sich hier in dem seichten Wasser nirgends verbargen konnten, so griff Alles zu den Waffen. Leider aber waren die Gewehrschlösser nicht im besten Stande.

Wilhelm. O weh! Es war nur ein Glück, daß der Besuch nicht aus Unzen oder Eigern bestand!

Weise nach Brasilien. II.

12

Vater. Ja wohl. Die Jagd hätte sonst ein trauriges Ende nehmen können! Die Gewehre giengen zum Theil nicht los; einige der Schüzen fehlten, und die Hunde wollten die heftig um sich beißenden Thiere nicht angreifen. Auf diese Art entkamen die geängstigten Ottern bis auf eine einzige, die der schon angeführte Mulatte Manoel durch einen kräftigen Hieb mit dem Waldmesser erlegte, da sie eben über ein Felsenstück schlüpfen wollte.

Sophine. Mich dünkt, die Balge dieser Thiere sind von großem Werth?

Vater. Bei uns in Europa; in Brasilien werden sie weniger geschätzt. Diese Thiere sind dort häufig und werden sehr groß. — Der Prinz war also in der Hoffnung, auf dem Indianer-Dorfe Mais für seine Lastthiere zu erhalten, getäuscht. Nothwendig war es aber, daß diese eine stärkendere Nahrung erhielten, und daher wurde das Feilchen zum Aufbruch gegeben, um eine Gegend zu erreichen, die diesen Mangel ersekte. Die beiden Wilden giengen nach ihrem Dorfe zurück; ließen aber dem Prinz den Bogen und die Pfeile gegen Messer und andere Kleinigkeiten. Die Hitze des Tages war ungeheuer, die Anhöhen waren ganz trocken und äußerst selten war das Trinkwasser. Dagegen fand man viele große Blätter,

die man zum Decken einer Hütte mitnahm. Gegen Abend schlug man das Lager an einem klaren Wässerchen auf, aus dem man am folgenden Morgen auf einem, durch einen Hochwald sich ziehenden, mit den schönsten seltenen Pflanzen geschmückten Wege fortzog. Hier wurde eine kleine Jagd gemacht, die ziemlich ergiebig war. — Man befand sich jetzt in einem Thale, durch welches ein fast ausgetrockneter Bach sich hinzog. Der sanfte Berghang, den man aus dem Thale zu ersteigen hatte, wurde einigen der abgematteten Maulthiere so sauer, daß sie alle Schläge nicht mehr achteten, und weit hinter den andern zurückblieben. Sie zerflossen dabei im Schweiß, denn die Hitze war sehr drückend, und die ganze Luft mit elektrischer Materie erfüllt, die sich durch eine Menge von Gewittern ins Gleichgewicht zu setzen suchte. Es donnerte häufig und stark, als die Gesellschaft zwischen zwei klaren Gewässern das Lager aufschlug. — Bei dem drohenden Donner, welcher ununterbrochen über den dicken Urwäldern hinrollte; sah man natürlich mit großer Besorgniß der Nacht entgegen, die man hier ohne Schutz unter freiem Himmel zu bringen sollte.

Wilhelm. Da hätte ich mich auch gefürchtet! — Wie machte es denn der Prinz nun?

Vater. Man suchte den Lagerplatz, so gut es nur irgend möglich war, mit großen Ochsenhäuten zu einer Art von Hütte einzurichten, die freilich keinen sonderlichen Schutz gegen die furchtbaren Regengüsse dieser heißen Gegenden gewahrt haben würde. Zum Glück zertheilten sich die Gewitterwolken und es kam kein Regen.

Minna. Das ist nur gut; ich war schon besorgt." —

Vater. Das Holz, das man in der Nähe des Lagerplatzes abhieb, verbreitete den schönsten Zimmetgeruch. Von der diesmaligen Lagerstelle bis zu einem Fluß, Namens Catole, hatte man vier Meilen, die man am folgenden Tage, den neunzehnten Januar, zurücklegte. Die Straße führt über mancherlei Höhen durch den ununterbrochenen Urwald fort. Gegen Abend kam man auf eine, von dem hohen Wald befreite, mit Gesträucheln bewachsene Stelle, auf welcher vor einigen Jahren eine Pflanzung von Negern angelegt wurde. Leider war sie jetzt verödet und man fand nichts mehr, als eine alte geräumige Hütte von Lehmwänden und einem Dache aus Baumrinden, die den Negern zur Wohnung gesdient hatte.

Josephine. Wird aber doch eine angenehme Entdeckung gewesen seyn!

Vater. Leider war sie im schlechtesten Zustande. Sie wimmelte von Ameisen, von Sandfliegen und halben Ellen langen Eidechsen.

Wilhelm. Das Quartier hätte ich nicht gewählt, und hätte ich im schlechtesten Wetter davonackiren sollen!

Vater. Der Prinz und seine Gefährten dachten nicht so. Sie sahen blos das Gute der Hütte, Schutz gegen Sonne und Regen. Trotz der schon vorgefundenen Einquartierung zog man ein, bereitete die Mahlzeit von den im nahen Flusse gefangenen Fischen und überließ sich dann der Ruhe.

Josephine. Mag eine schöne Nacht gewesen seyn!

Vater. Möglich! — Von hier hat man etwas zwei Tagereisen, bis zu den ersten menschlichen Wohnungen, an einer Stelle, die man Varuga nennt. Dorthin beschloß der Prinz einige Leute mit leeren Maulthieren zu schicken, um für die erwartete Tropica Mais herbei zu schaffen. Er könnte nicht hoffen, daß Gepäck aus diesen unwirthbaren Wildnissen heraus zu bringen, wenn nicht die matt gewordenen Thiere erst durch kräftige Nahrung gestärkt waren. In Abwesenheit der Fortgeschickten wurde der Wald nach allen Richtungen durchstreichen. Hier wurden wieder viele fremde schöne Vogel erbuntet, und manches seltene Thier erlegt.

die der Wissbegierde des Prinzen sehr willkommen waren. An diesem einst angebaueten Platze fand der Prinz den Sac vollkommen bestätigt, daß die inneren großen Urwälder ärmer an verschiedenartigen Thieren sind, als bebauete Gegenden; denn auf jeder von Holz entblößten Stelle zeigt sich zugleich eine größere Verschiedenheit der Thierarten, obgleich die innersten Gegenden der großen Wälder ihre eigenen Geschöpfe haben.

Jetzt, da gerade die Höhe des Sommers war, hatte man eine ungemeine Hitze. Es stiegen nach und nach mehrere Gewitter auf; es donnerte und regnete heftig, allein kein Blitz wurde bemerkt. Diese häufigen Gewitterregen hatten den Fluß so angeschwelt, daß endlich die Fische zu den Seltenseiten gehörten; so wie die Nässe auf der andern Seite die Jagd sehr erschwert. So kam es denn, daß die ganze Gesellschaft Hunger litt, und um diesen zu stillen, zu dem lederartigen Salzfleische die Zuflucht nehmen mußte. Die armen Lastthiere erregten jetzt das Mitleiden der Gesellschaft; denn sie fanden in dem hohen Walde kaum so viel Futter, daß sie das Leben fristen könnten, und standen gewöhnlich um die Hütten herum, als wollten sie Nahrung von den Bewohnern fordern. Die Noth wurde immer größer; aber das alte Sprichwort:

„Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten.“ traf auch hier ein. —

Josephine. Gottlob! Furchtete ich doch schon, daß Einige verhungert wären.

Vater. Einige sehr große Uffen hatten sich unerwartet dem Lager genähert, und ihre Ankunft durch ein starkes Gebrüll bekannt gemacht. Die ganze Gesellschaft des Prinzen sprang von ihren Sitzen auf, man griff zu den Gewehren und in wenig Zeit waren mehrere starke große Uffen erlegt, die nun für mehrere Mahlzeiten Fleisch lieferten. Fast in derselben Zeit hatte man auch einen glücklichen Fischfang gehabt.

Herrmann. Nun lebe wohl, Salzfleisch!

Vater. Dieses glückliche Ereigniß machte der Gesellschaft neuen Muth und gab Allen frische Kräfte, die naturhistorischen Beschäftigungen in den Wäldern mit desto regerem Eifer fortzusetzen. So war man einst, es war der sechste Tag, auf dem Rückwege ins Lager, als man gegen Abend das Schießen und das frohe Rufen des nach Basruga geschickten Fouragier-Commando's hörte.

Wilhelm. Man trite sich doch aber nicht, Vater?

Vater. Nein! die Leute waren es wirklich. Sie brachten eine große Menge Mais mit. Man schüttete den ausgehungerten Maulthieren sogleich

ein Futter vor, und der liebenswürdige Prinz sagt, daß ihm der Anblick der fressenden Thiere, die nun ihren Hunger stillen konnten, einer der schönsten gewesen sey. —

Ueber den Fluß Catobè, der sich in den Pardo ergießt, lagen an der Stelle, wo man sich gelagert hatte, glücklicher Weise umgefallene Baumstämme, die fast eine Brücke bildeten. Diese Stämme boten die einzige Möglichkeit dar, über den Fluß zu kommen, da zwei Canoes, welche man bei der Gründung der Straße zur Bequemlichkeit der Reisenden früher hierher brachte, von den Fluthen fortgerissen zu seyn schienen. Das eine dieser Canoes entdeckte man endlich nach langem Suchen unter den Stämmen, im Sande halb vergraben; aber alle angewandte Mühe, es herzorzuziehen, war vergeblich, obgleich die Arbeiter bis an die Brust im Wasser standen. Man trug nun das Gepäck, welches in vielen schweren Kisten bestand, auf den Köpfen über die gefährliche, schwankende, von den dünnen umgefallenen Stämmen gebildete Brücke, wobei der Prinz und seine, an diese Art von Uebergängen nicht gewöhnten Europäer, unbeladen sich kaum des Schwindels erwehren konnten, da die vom Wasser bespülten runden Stämmen unaufhörlich unter den Füßen schaukelten.

Herr-

Herrmann. Da danke ich denn doch.

Vater. Nach einer Stunde wurde die Straße wieder unwegsam und sehr bewachsen. Eine Unbequemlichkeit, die durch manches Neue der Natur verursacht wurde. Oft sah man in der Mitte der Straße von einem überhängenden Ast, an dem Faden einer dünnen Schlingpflanze, ein Bündel Moos oder anderes fadenartiges Gewächse, in einer Pyramidenform, wie einen kleinen Zuckerhut herabhängen. Diese Bündelchen hingen ganz frei; oft stieß man mit dem Kopfe daran. Der Prinz war, wie auf Alles, schon auf diese sonderbare Erscheinung aufmerksam geworden, als er bemerkte, daß ein Vogel aus diesem herabhängenden Bündel flog. Er sah weiter nach, und siehe da! jene Bündelchen waren Nester eines Vogels, der zu den Fliegenfischern gehörte. Die Jungen sind in diesem schwebenden Nest gegen Regen, Hitze und gegen andere Feinde hinlänglich gesichert. — Nach dem Wege einer halben Meile fand man wieder eine große Hütte mit Baumtorke gedeckt. Auch diese rührte von jener Zeit her, in der die Straße angelegt wurde. Die Gelegenheit zu einem Nachtkwartiere ließ man aber unbenukt; man zog weiter bis an einen Platz, wo man gutes Wasser zu finden hoffte. Man fand indessen nur wenig und schlechtes Wasser; Kröten und Frösche besaßen nach Brasilien, II.

unruhigten die Gesellschaft, und obenein fielen ganze Schwärme der Moskitos über die Münden her, und verbarben ihnen vollends die Nacht. Der folgende Tag zeigte die Straße noch unwegsamer; sie war mit Dornen und andern verwundenden Stachelgewächsen verwachsen, und um alle Beschwerlichkeiten zu tragen, mußten sich auch jene großen Wespen in ganzen Schwärmen wieder einstellen. Aber die schöne Hoffnung, heute die ersten menschlichen Wohnungen zu erreichen, half alle diese Beschwerden fröhlich überwinden; rasch zog man über Berg und Hügel fort, da die Maulthiere bei jeder Mahlzeit mit einem kräftigen Futter Mais unterstützt wurden. Nach einem Wege von zwei starken Meilen erreichte man einen Bach, an dem man die Bäume niedergehauen fand. Freilich war Alles rund umher hoher finsterer Wald; indessen, da man einige Bergkuppen erblickte, so war nichts gewisser, als daß man in weniger Zeit aus dem Gefängniß der Urwälder befreit seyn werde. Allein, es war noch ein äußerst beschwerliches Stück Weges in der verwachsenen Straße zurückzulegen. Viele Stellen waren mit ungeheuerem Rohr überwachsen, das das Gebüsch mit seinen Zweigen und Blättern gleichsam zu einem Knäul verschnitten. Es war an vielen Stellen zu zwanzig Ellen hoch aufgeschossen und das Wald-

messer mußte hier die besten Dienste thun. Indessen hatte dies Rohr das Gute, daß sein Inneres ein schönes kühlendes, erquickendes Wasser zum Getränk lieferte. Ganze Gesellschaften kleiner Vögel beleben dies Rohr-Dickicht. Die Straße zieht jetzt über Unhöhen hin, die mit Eatinga bewachsen sind und einen steinigten Boden haben. Die Gegend erhebt sich allmählig immer mehr und alle Gewässer waren ausgetrocknet. Man fand hier wenig Thiere. An einem Gewässer fand man wieder eine alte Hütte mit Rinde gedeckt, in deren Gegend ein schönes niedriges Gewächs mit röhrenförmigen orangefarbenen Blumen die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich zog. — Nun hatte man noch eine halbe Meile, und das Krähen eines Hahns, des steten Begleiters des Menschen, selbst in diesen entlegenen Einden wurde plötzlich gehörnt.

*Josephine.* Das muß eine angenehme Musik gewesen seyn!

*Water.* Wie Du leicht denken kannst. — Man trat nun in das Tageslicht, und vor sich sah man eine große Pflanzung von hohem Mais und Mandioca. Der schöne blaue Himmel war seit langer Zeit zum erstenmale wieder auf eine bedeutsende Weite sichtbar, und über den Wäldern zelg-

te sich ein schönes blaues Gebirge mit mancherlei Kuppen und Felsen, deren Anblick der ganzen Gesellschaft neu und erfreulich war. Man war jetzt an dem kleinen Fluß Beruga, der hier in den Pardo fällt. Hier haben die ersten Bewohner, drei Familien, sich angebauet, als man zur Zeit der Anlegung jener Straße zur Bequemlichkeit der Reisenden hier eine Aldea, oder ein Dorf, anlegen wollte. Diese Menschen besitzen schon bedeutende Pflanzungen, und sind noch immer mit Niederhauen der Waldungen beschäftigt, um ihre Anlagen zu vergrößern. Hier ist äußerst fruchtbarer Boden und der Mais wächst zu einer außerordentlichen Höhe und Stärke. Schade, daß diese und andere hier wachsende Früchte noch nicht reif waren; der Prinz und seine Gesellschaft konnten deshalb keine andern Lebensmittel als Farinha erhalten. Der ganze Ort besteht übrigens nur aus drei kleinen Hütten von Thon, mit Baumrinde gedeckt. Einige Camacan - Indier, die hier im Taglohn arbeiten, wohnen mit ihren Weibern und Kindern in einer nicht weit entfernten Hütte. Sie giengen bis auf Wenige halb nackt; an mehreren Stellen des Körpers waren sie roth und schwarz bemalt, um den Hals trugen sie als Zierrath die dicken runden Saamenkrüner einer Pflanze. Die Regierung hat einen Mulatten zum

Commandeur dieser Indier ernannt, der hier wohnt. Er versammelt sie, wenn feindselige Wölde, zum Beispiel die Botocuden, anrücken, und sie sollen sich bei solchen Gelegenheiten recht brav benommen haben.

Nun weiter. Die Zeit von zwei und zwanzig Tagen, die man seit der Abreise von Pedro bis zur Ankunft zu Beruga in den großen Urwäldern zugebracht hatte, ohne menschliche Wohnungen zu sehen, mußte wohl in der ganzen Gesellschaft den Wunsch erregen, einmal wieder unter Dach und Fach, vor Regen und Thau geschützt, auszuruhen; daher achtete man der Qual nicht, die die Moskitos und andere Insekten hier verursachten; man mächte hier einen Ruhetag. Die Lebensmittel bestanden freilich nur in schwarzen Bohnen und Farinha = Mehl; allein — Hunger ist der beste Koch, und wer Entbehrung geübt hat, ist leicht genügsam. Die Thiere fanden aber keine gute Weide, da die dem Walde abgenommene Stelle zur Pflanzung benutzt wurde. Kein Wunder, daß die Tropa in der Nacht in die Mais-Pflanzungen brach. Die Leute des Prinzen jagten und fischten an dem zur Ruhe bestimmten Tage. In den Wäldern, die die Pflanzungen von Beruga umgeben, finden sich viele unbekannte schöne Vogel, besonders aber viele Papageien.

Der Aufenthalt zu Veruga gab zwar der Reise eine angenehme Unterbrechung, aber vollendet war diese Reise durch die Urwälder noch nicht. Man hatte noch zwei Tagereisen bis Barra da Vareda, wo man die offenen, oder wenigstens mit Wald und Blätzen oder Trüsten abwechselnden Gegenden des Distrikts von Bahia betritt. Die Gesellschaft verließ Veruga und folgte der Straße, die sich wieder in jenen Urwald verliert. Zwar sind diese Wälder noch sehr verschlungen und geschlossen; aber die Straße ist weniger unwegsam, da sie von hier schon mehr benutzt wird. Ein Camacan hatte hier kürzlich mit einem Pfeile eine Unze erlegt, deren Skelett der Prinz dicht am Wege fand. Jetzt war man dem Pardosfluss so nahe, daß man sein Rauschen deutlich hörte. Man trat nun in das Thal dieses Flusses ein, und gieng an dem nördlichen Ufer durch lauter Urwald hin; zu der rechten Hand erhob sich die Thalwand, deren Wald nach der Höhe hinauf abnimmt. Der Fluss rauschte trübe und grau, wildschäumend über Felsstrümmer hin. Zuweilen hatte man hier den freien Anblick des blauen Himmels und der hohen einschließenden Waldgebirge. Eine große Bande von Miriki-Uffen zog schnell von West zu West über die Reisenden hin; die Jäger schossen drei dieser Thiere, die

hier an der Gränze ihres Wohnplatzes sich sehen ließen; denn diese Affen lieben ebene hohe Wälder. Eben so fieng auch des Prinzen Botocude, Quaet, mehrere der größtesten Schmetterlinge. An einer Stelle, wo die Straße sich etwa hundert Schritte vom Flusser entfernt, führten die Führer die ganze Tropa plötzlich durch das dichte Geasträch auf einem kaum bemerkbaren Psade nach dem Flusser hinab. Hier fanden sich ein Paar mit Minde gedeckte Schuppen; sie waren freilich baufällig; aber sie gewährten doch Schutz gegen Regen und Thau; es wurde daher gleich Feuer angezündet und die Affen wurden zum Abendbrod eingerichtet. Die Maulthiere blieben indeß in der alten Straße, wo man ihnen mit quer vorgelegten Stangen den Rückweg versperrte. Der Lagerplatz hatte durch den wilden Charakter der furchtbaren Eindde viel Malerisches; und in den trüben schäumenden Fluthen des Flusses lagen kleine Inseln, Felsblöcke, an welchen die schönsten Pflanzen standen.

Die Nacht in dem kühlen Thal war sehr feucht; daher brach man früh wieder auf und erstieg ein nicht sehr entferntes Gebirge. Von hier an wechseln Höhen und Thäler, bis man endlich in eine ansehnliche Tiefe hinabsteigt. Die Waldungen, die das Gebirge bedecken, was-

ren mit den schönsten Pflanzen angefüllt; aber die Hitze war in dem Thale furchtbar, so daß die Reisenden bald die Farbe der Votocuden bekamen. Indessen ertrug man diese Unbequemlichkeit ohne Murren.

Wilhelm. Das war der beste Rath!

Vater. Man befand sich jetzt gleichsam in einer neuen Welt, denn seitdem man das Gebirge überstiegen hatte, hörte man in den Waldungen von einem fremdartigen Charakter auch lauter neue Vogelstimmen; man sah neue Schmetterlinge und ergötzte sich an neuen, noch nie gesehenen Blumen und Gewächsen. Alles kündigte eine neue und von der bisher gesehenen ganz verschiedene Schöpfung an, und so mußte freilich die Beobachtung dieser neuen Gegenstände die etwanigen Mühseligkeiten kaum bemerken lassen. Jetzt näherte man sich dem zweiten, von Menschen bewohnten Platze, Barra da Vareda, wo die Gesellschaft sich am Ende der mühevollen Waldreise sah. Mit frohem Staunen schauete man um sich her, da man aus dem Walde trat, und plötzlich eine offene, mit Gras und Gesträuchchen bewachsene Fläche an der Seite eines sanften Thales erblickte, das rindum in der Ferne von sanft erhobenen und abgerundeten Walbergen eingeschlossen und an einigen Stellen mit weitläufigen Pflanzungen an-

gefüllt, sich vor den Augen der Reisenden öffnete. Der Gedanke, alle die Gefahren dieser Waldreise glücklich überstanden zu haben, mußte dem Prinzen und seinen Gefährten um so größere Freude machen, da die Einwohner von Vareda versicherten, daß der Prinz und seine Gesellschaft ganz außerordentlich vom Glück begünstigt wären, ins-  
dem, wenn ein anhaltendes Regenwetter eingetreten wäre, Menschen und Thiere unfehlbar in jenen Wäldern umgekommen wären. — Um desto vergnügter übersah man nun die schönen Pflanzungen und die niedrigen Auhöhen; zufriedener maß das Auge den glücklich zurückgelegten Raum der Urwälder, da man sich in einem sichern Hafen befand, wo ein Überfluß von Lebensmitteln den Menschen wie den Thieren eine nöthige und reichliche Erholung versprachen. Fröhlich zog die Tropa über das mit hohem Grase bedeckte Feld dahin, wo man viele neue Gegenstände fand. Man zog nun bei den ärmlichen Wohnungen einiger Pflanzer vorbei und erreichte am Abend die bedeutende Facenda des Capitain Ferreira Campos, der den Prinzen und seine Gefährten mit der größten Gastfreundschaft aufnahm.

Das Thal von Vareda wird von dem Fluß Parbo durchschnitten. In diesem sanft ablaufenden Thale hat der Capitain Ferreira Campos,

ein Europäer, dem Walde ausgedehnte Pflanzungen abgewonnen, in welchen er Mais, Baumwolle, Reis, Kaffee und andere Landesprodukte bauet. Neben diesen Pflanzungen befinden sich insbesondere noch ansehnliche wüste Plätze, mit hohem dünnen Grase bewachsen und hie und da mit Gebüschen und Gesträucheln besetzt, die den rauhen Charakter tragen, der den Ländern der heißen Erdstriche so eigen ist. Fast unwillkürlich wird man bei ihrem Anblick an die noch ungleich bilden Wildnisse in Afrika und Indien erinnert, die an großen Waldungen nicht so reich sind, als Süd-Amerika. Um diese rauhen Gegenden urbar zu machen, gebraucht der Besitzer fortwährend eine Anzahl Neger. Der Reichthum eines Brasilianischen Pflanzers besteht in seinen Sklaven, und die Summen, die man aus dem Ertrage der Pflanzungen lässt, werden sogleich zum Ankauf von Negern verwendet.

Minna. Also gekaufte Sklaven? Unglückliche Afrikaner, wie sie sind, von denen Du uns erzähltest?

Vater. Ja. Indessen ist ihr Loos hier sehr leidlich; sie erhielten gute Nahrung. In der Hitze des Mittags trug man ihnen große Gefäße mit der besten Milch in die Pflanzungen, wo sie arbeiteten; auch erhielten sie kühle, vorz treffliche Wassermelonen in großer Menge.

Wilhelm. Se nun, dann können sie es wohl aushalten.

Vater. Um so mehr, da ihre Herren kein besseres Leben führen. Leute, die hundert und mehr Sklaven besitzen, wohnen wie diese in einem schlechten Hause von Thon; sie essen, wie die Aermsten, schwarze Bohnen, Salzfleisch und Mandis occa-Mehl. An Verbesserung seiner Lebensart denkt keiner; und ein bedeutender Reichthum macht das Leben nicht froher.

Hier in dieser Gegend, in welcher der Prinz jetzt war, wird der Gewinn, den man aus den Pflanzungen zieht, durch den Ertrag aus der Viehzucht bei weitem übertroffen. Der Hauswirth des Prinzen hatte bedeutende Heerden von Kindvieh und von Pferden, die von Negerknaben gehütet wurden. Hier fand auch der Prinz die zur Wartung des Viehes bestimmten Leute von Kopf bis zu Fuß in ein engeanschließendes Habit von Rehleder gekleidet.

Josephine. Weshalb denn dieser sondernbare Anzug?

Vater. Dieser Anzug ist sehr zweckmäßig, da diese Leute dem wild aufwachsenden Vieh durch dornigte Gebüsche nachjagen müssen, um es zusammenzutreiben oder einzufangen. Zu einem solchen Anzuge gehören sieben Rehhäute; er hält

lange, ist kühl und dem, der ihn trägt, nicht im geringsten lästig.

Herrmann. Du, Wilhelm, das wäre ein schöner Anzug für unser einen.

Vater. Die Leute, die diesen Anzug tragen, heißen Vaqueiros. Sie reiten gewöhnlich, besonders wenn sie wilde Ochsen einfangen, auf einem raschen Pferde. Sie führen eine lange, vorn mit einem stumpfen Eisen beschlagene Stange, mit der sie den wilden Ochsen abhalten oder niederwerfen. Ueberdem haben sie eine Schlinge, mit der sie die schüchtern gemachten Thiere einfangen. Eine jede Vieh-Facenda besitzt eine hinsichtliche Anzahl solcher Leute, die zugleich gute Jäger sind und sich geübt haben, mit starken, dazu abgerichteten Hunden, die Uuzen oder die großen wilden Räzen zu jagen, die sich gar zu gern in der Nähe der Viehheerden aufhalten. Der Eigentümer der Facenda versendet seine Vaqueiros nach Bedürfniß in die verschiedenen Distrikte seines Viehstandes, und pflegt zu dem Ende mehrere Vieh-Facendas anzulegen, wo immer einige dieser Leute wohnen, und von der ganzen Welt abgeschieden, ein wahres Eremitenleben führen.

Josephine. Das sind ja wahre Robinsons!

Vater. Auch wohnen zu Barra da Vareda einige Familien der Camaçanindier, die gegen Be-

zahlung arbeiten und besonders gute Jäger sind. Aus den Pflanzungen des Grundherrn pflegen sie zu benützen, was ihnen beliebt und der Capitaln Ferrelra war zu gutherzig gegen diese Leute, als daß er es ihnen hätte verbieten sollen. Sie trugen einige Kleidungsstücke, besonders Hemden, und einige Weiber Schürzen von baumwollenen Schnüren. Die meisten dieser Leute sind getauft und Christen; sie trugen zum Zeichen ihres Christenthums ein roth gemaltes Kreuz vor der Stirn. Zu dieser rothen Farbe, die sie Uruku nennen, und die bei ihnen in großem Ansehen steht, bedienen sie sich der rothen Haut um den Kernen der Urukufrucht; diese Haut pressen sie in kleine Tafeln zusammen. — Der Prinz fand unter diesen Indianern einen alten Mann, der zwar etwas graues Haar, aber einen starken robusten Körper hatte, mit den Portugiesen lebte und ihre Sprache verstand. Er hatte vor längern Zeiten einen seiner Landsleute erschossen, der bei Aufsuchung der Caçmacans in den Wältern der Portugiesen gedient hatte, als diese die Indianer mit Gewalt zum Christenthum und zur Taufe zwingen wollten. Sie schickten deshalb bewaffnete Commandos aus, um die in die Wälder geflohenen Indianer aufzusuchen. Ein solcher bewaffneter Haufe nahm damals, geführt von einem zu ihnen übergegangenen Wilden, den Weg

in diese Gegend. Die Camacans entflohen nach allen Richtungen; der erwähnte alte Mann aber, der sich unter ihnen befand, folgte den zurückkehrenden Portugiesen unbemerkt in einiger Entfernung mehrere Tagereisen nach, bis es ihm endlich gelang, diesem verrätherischen Landsmann einen Pfeil durch die Brust zu schießen. Alsdann spießte er mit mehreren Pfeilen den Todten auf der Erde fest und freut sich jetzt noch seiner Heldenthat.

Minna. Ein schrecklicher Mensch! Von dem erzähle ja nichts weiter!

Vater. Der Capitain Ferreira hatte den Prinzen mit der ganzen Tropa auf die gastfreundschaftlichste Art aufgenommen und auf das unergänzlichste mit Lebensmitteln, besonders mit Milch, einem für die Gesellschaft labenden, aber seltenen Läbsal, versorgt. Eben so hatte er die Thiere mit Mais tüchtig abfüttern lassen. Der Prinz fand ein großes Vergnügen daran, die schönen Pflanzungen und die vielen Vorräthe an Baumwolle und Mais zu sehen, die der gastfreie Mann mit eben so viel Vergnügen zeigte. Die Baumwolle war Centnerweise in große Säcke von Ochsenhäuten gepackt und lag zur Absendung nach der Stadt Bahia bereit.

Josephine. Säcke von Ochsenhäuten? Die müssen ja theuer seyn, und man könnte ja ungleich wohlseilere Säcke machen lassen.

Vater. Hier zu Lande freilich, aber nicht in Brasilien. Die Ochsenhäute gehödren dort zu den nthigsten Bedürfnissen; man schneldet Kleinen daraus, man macht Stricke aus ihnen, und gebraucht sie, um die Ladungen der Lastthiere damit zu bedecken, indem sie sehr wohlfeil sind.

— Der Prinz benützte die Zeit seines Aufenthaltes hier, um alles Merkwürdige kennen zu lernen. Die sehr gut eingerichtete und gut geführte Wirthschaft des Besitzers gab die beste Gelegenheit dazu. Ueberdem gab es der naturhistorischen Merkwürdigkeiten in dieser hohen Gegend, die mit der innern von Minas Geraes vieles gemein hat, sehr viele. Längere Zeit blieb der Prinz hier. Man fand hier ein kleines, noch nicht beschriebenes Thier, von der Größe eines Kaninchens, das in aufgehäuften Felstrümmern lebt. Ein Camacan, der auf die Jagd geschickt wurde, brachte vier dieser niedlichen Thiere, deren Fleisch sehr gut zu essen ist. Eben so viel Unbekanntes fand der Prinz in den Arten der Wdgel, der Pflanzen und der Bäume. Unter andern entdeckte er einen Prachtbaum, der oben eine kugelfrmige, schattenreiche Krone bildet, und über und über mit hochorangefarbenen Blumenkugeln, der Blüthe der wilden Castanie ähnlich, geschmückt war. Diese Bäume sollen, nach dem Urtheile des Prinzen, unendlich

viel zu der Verschönerung der übrigens dunkeln Gebüsche und Weideplätze beitragen. —

Um fünften Februar nahm der Prinz Abschied von seinem Hauswirth und verließ Barra da Vaz reda. Nicht weit vom Wohnhause kam man in einen mehrere Meilen weiten Wald, wo die Gegend immer höher wird. Die Berge hier sind sanft abgerundet und verkündigen die Nähe der offenen Ebenen und hohen Rücken, die einen grossen Theil des innern Brasiliens bilden. Der Prinz röhmt, wie wohlthuend und erquickend hier die trocknere, gesündere Luft ist. Diese musste ihm und seinen Gefährten jetzt um so erquickender seyn, da sie in den feuchten, niedrigen Küstenwäldern so lange und mühsam gegen das Fieber gekämpft hatten. Hier in dieser Gegend hat man diese ermattende Krankheit nicht leicht zu befürchten. Die Flüsse rauschen hier schnell über Felsstücke hin, ohne sich mit faulem Gewässer von Sumpfen zu vermischen, deren Ausdünstungen in den Küstenwäldern eine feuchte, weniger gesunde Luft verursachen. Selbst die Milch, das Hauptzeugniß der Waldgegenden, erregte in den feuchten Gründen nur zu leicht Uebelbefinden und Fieber. Hier, wo der Prinz jetzt war, schadet sie nicht und ernährt eine Menge Menschen, deren kräftiger Bau und

und gutes Aussehen schon von einer gesünderen Luft und Lebensart zeugen.

Der Wald von Barra da Vareda gehdrt, wie alle Wälder in diesen hohern Gegenden, nicht mehr zu den Urwäldern, sondern ist Eatinga, aber von einer hohern Art. Eine Menge schöner Bäume und Pflanzen standen jetzt gerade in der Blüthe, unter denen die schönsten Colibris herumschwärmtent. An manchen Stellen hat der Wald mit hohem Rohr bewachsene Lagoas; andere weit ausgedehnte Stellen, die man abgebrannt hat, um dadurch Gras für das Vieh zu erzeugen, sind mit den schönsten Kräutern bedeckt, besonders mit hohem Farrenkraut. Mit dem Ende des Waldes erreicht man angenehme, grüne Wiesen, die, un- geachtet der trocknen Jahreszeit, dennoch das frische Grün unserer europäischen Wiesen haben, und deren hellgrüne Fläche durch den finstern Wald sehr gehoben wird. In dem hohen Grase weidete ein Haufen Stuten mit ihren Füllen, die aber bei dem ungewohnten Anblick der vorbeiziehenden Tro- pa sogleich die Flucht nahmen. — Schdn müssen die Pflanzen und Bäume mit ihren prächtigen Blumen, mit ihren sonderbaren Formen seyn. Der Prinz beschreibt mehrere derselben, die mit verschiedenen Farben und Formen ein unbeschreiblich schönes Ganze bilden.

Eben so interessant

waren für den Jäger die Gegenstände, die diesem wichtig waren: die vielen Papageien, die vielen seltenen Wasservogel, die Pelikane und eigenen Arten der Störche. Besonders findet sich hier in starker Anzahl ein Vogel, mit einer äußerst hellblauenden Stimme, und der prachtvoll rosenrothe Käffelreiher. Alle diese scheuen, wilden Vogel erheben sich sogleich bei dem Anblick der Menschen, fallen aber bald wieder zwischen dem grasenden Rindvieh und den Pferden nieder, ins dem der hier häufig umher reitende Baqueiro sie wohl steht, aber nie mit der Flinte beunruhigt. Pferde und Ochsen scheuen diese zahlreichen Bewohner der Sumpfe und Tümpfen nicht, sie grasen in brüderlicher Eintracht mit einander.

Minna. Aber den Menschen fliehen sie?

Bater. Ja. Sie scheinen zu wissen, daß dieser überall in der Natur als tyrannischer Herr erscheint. — Abwechselnd durch Wiesen und Streifen von Gebüschen hinziehend, fand man die Gegend immer offener und ebener; aber man litt auch sehr von der Sonnenhitze. Gegen Abend erreichte man ein altes verfallenes Haus an einer Legoa, wo ehemals der Capitain Ferreira gewohnt hatte. Diese Gegend ist bekannt als die letzte oder östliche nach der Küste hinab, in welcher die Klappe schlange zu wohnen pflegt.

Josephine. Wer? Die Klapperschlange?

Vater. Ja. In Süd-Amerika giebt es drei Arten derselben.

Josephine. Ich mag keine davon lernen!

Vater. Dann mußt Du von Vareda nicht nach Minas Geraes reisen, einen Weg, den der Prinz jetzt machte, da findest Du sie häufig, und zwar von einer beträchtlichen Größe. Um häufigsten sind sie in den Eatinga's, in niedern Gebüschen und in den steinigten Gesträucheln der Viehtriften. Hier verläßt dies träge Thier das Lager nicht und sucht gern den einmal gewählten Aufenthalt wieder auf. Man hat gesehen, daß bei einer gewissen Stelle täglich einige Stück Vieh von einer Heerde gebissen wurden, und an den Folgen des Bisses starben; man wurde aufmerksam und untersuchte den Weg, welchen die Heerde genommen hatte —

Wilhelm. Fand man denn das Thier?

Vater. Ja. Die Schlange lag in ruhig aufgerollter Stellung da.

Josephine. Da wäre ich nicht hingegangen. — Was machte man denn nun?

Vater. Was man thun mußte; man schlug das Thier mit leichter Mühe tott. — In Ansehung des Elstes sind die beiden hier lebenden Schlangen, die Curucu und die Klapperschlange

ge sich gleich. Beide finden sich hier häufig, so wie auch noch eine andere Art, die man die Tiboya nennt.

Herrmann. Tiboya?

Vater. Oder den Boa Constrictor, die ungeheure Riesenschlange.

Minna. Nun, wenn ich dem Prinzen überall folge, so bleibe ich da doch weg!

Vater. Hingegen die eigentliche Anaconda, oder, wie sie in Süd-Amerika heißt, Sucuriuba, kennt man hier nicht; desto häufiger kommt sie aber in Minas Geraes vor, wovon der Prinz sich durch die große Menge der ungeheueren Schlangenhäute überzeugte, die von daher gebracht wurden.

Sophie. Und denoch reisete der Prinz dahin?

Vater. Ja. — Das verfallene Haus, das man hier fand, wurde zum Hauptquartier bestimmt; man bezog es. Allein es war ganz angefüllt mit einer Art unansehnlicher Nachtschmetterlinge, die in so großer Zahl herumflogen, daß man sich gegen ihre Zudringlichkeit nicht schützen konnte. Um die Unbequemlichkeiten noch zu vermehren, fand sich eine Menge sehr großer Fledermäuse ein, die auf diese Schmetterlinge Jagd machten, und immer um die Köpfe der Gesellschaft herumschwirrten. —

Josephine. Das mag eine gute Nacht gewesen seyn!

Vater. Man reisete am andern Morgen anfangs über weite Ebenen mit hohem aber dünnen Grase. Vergebens suchte das Auge einen angenehm erholernden Gesichtspunkt, denn die ganze Gegend war grau und dunkel. Auf den weiten Wengern und Wiesen, die fern den Horizont begränzen, weideten Pferde und Rindvieh in der glühendsten Mittagssonne, gepünigt von unzähligen Stechfliegen. Auf diesen Triften zeigte sich zum erstenmale eine neue Art von Spechten, die von den Termiten lebt.

Herrmann. Termiten? — Ist das nicht eine Art Ameisen? —

Vater. Richtig. Diese Art bewohnt Ostindien, Afrika, Südamerika und Neuholland. Die Termiten sind nicht nur ihrer innern Einrichtung, sondern mehr noch der Art wegen bekannt, mit welcher sie ihre Wohnungen anlegen. Diese bestehen aus kegelförmigen Hügeln von Thon und anderer fetten Erdart und erreichen eine Höhe von sechs Ellen. Die Termiten bauen diese von ihnen selbst errichteten Gebäude so fest, daß mehrere Menschen hinaufsteigen können, ohne zu befürchten, daß sie durchbrechen. Das Innere dieser Wohnungen, die ganz den Hütten der Afri-

kaner gleichen, ist äußerst künstlich eingerichtet. Die dicken Wände enthalten eine Menge röhrenförmiger Gänge, von denen manche eine halbe Elle weit sind. Im Innersten sind die Wohnungen des Königs und der Königin. Für die Menschen sind diese Thiere schädlich und nützlich, wie man es nimmt. Sie ernagen freilich Alles, was ihnen vorkommt, selbst die härtesten hölzernen Sachen; aber sie sind auch im Stande, die grössten gefallenen und faulenden Thiere in wenig Stunden zu verzehren. Eine Wohlthat, die besonders für die heißen Gegenden sehr heilsam ist.

M i n n a. Und diese Thiere fand der Prinz hier? —

Vater. Ja. Und diese Thiere sind für jene Spechte die einzige Nahrung. Der Specht setzt auf einem Zweige oder auf dem Termitenhügel, und so wie sich ein Termiten sehen lässt, verzehrt er ihn. Er wird der ganzen Gegend dadurch sehr wohlthätig, denn gerade diese Thiere sind in Brasilien die schädlichsten Feinde des Ackerbaues. Wären diese Spechte nicht und fänden sich hier die Ameisenbären, die Feinde der Termiten, nicht, so würde der ganze Gewinn des Pflanzers verloren gehen.

Der Prinz setzte nun seinen Weg durch sumpfige, mit niederm Schilf bewachsene Wiesen

fort. Hier fand sich häufig die schöne Haubenente. Bald kam man wieder auf trockne Triften und niedrige Waldungen, in denen sich, wie das hier oft der Fall war, viele naturhistorische Seltenheiten, besonders sehr seltene Vogel zeigten. Mehrere dieser Vogel, besonders der Saffré, mit orangefarbem und schwarzen Gefieder, gaben, da sie sich auf benachbarten Stämmen niederließen, einen schönen Anblick. — Gegen Abend kam man in ein Dorf, das Tamburil hieß. Hier besaß eine Dame, Senhora Simoa, eine Facenda, und war so artig, den Prinz und dessen Gesellschaft willig und gastfreundlich aufzunehmen. Freilich wurden diese Fremden mit vieler Neugier betrachtet, denn man versicherte, noch nie Engländer gesehen zu haben — denn dafür hielt man die Gäste — indessen gieng diesen nichts ab, was zu ihrer Bequemlichkeit erforderlich war.

Wilhelm. Nun, dann muß man schon ein bischen Neugier zu gute halten!

Vater. Es waren noch mehr brasilianische Reisende da; alle diese wurden in ein großes Zimmer quartiert, wo die Gesellschaft die Schlaf-Messe aufhieng. Als die Nacht anbrach, versammelten sich alle Genossen des Hauses, um, wie dies hier zu Lande Gebrauch ist, eine Litanie abzusingen.

M i n n a. Also eine Art von gottesdienstlicher Versammlung?

V a t e r. Richtig. — In solchen einsamer gelegenen Wohnungen oder Facenda's ist gewöhnlich in einem der Wohnzimmer ein Schrank, wie eine Art Altar aufgestellt, in welchem sich mehrere Bilder von Heiligen befinden. Vor diesen Bildern knien die Hausgenossen nieder und singen ein religiöses Lied. —

Von diesem Dorfe Tamburil nach den Gränzen von Minas Geraes hin durchschneidet man eine rauhere, mit Eatinga bewachsene, etwas bergigte und von Schluchten zerrissene Gegend; man folgt einem kleinen Fluß, an welchem anfangs ein sehr angenehmer Weg, im Schatten überhängender und von Colibris umschwirrter Gebüsche mancherlei Art, hinauf führt. Der Bach machte einige Wasserfälle, und verbreitete eine angenehme erquickende Kühlung, da die Hitze gross und der Weg zum Thell sehr beschwerlich für unseres Prinzen Thiere war. Bloß die schöne Mannichfaltigkeit der Blumen, Pflanzen und Gewächse versüßte diese Beschwerlichkeiten. Zu den schönsten Bäumen rechnet der Prinz die herrlichen Cassia-Stämme, deren große orangefarbene Blütenbüschel den herrlichsten Geruch verbreiteten. Freilich waren andere, den ganzen Boden übersziehende

ziehende Gewächse mit ihren Stacheln den Reisenden wieder sehr beschwerlich. Sobald man die Berg Rücken überstiegen hat, gelangt man auf kleine schmale Wiesen, mit mancherlei Rohrarten und Gräsern angefüllt. Hier fand sich nicht selten das merkwürdige Nest einer noch nicht beschriebenen Vogel-Art.

Wilhelm. Wodurch zeichnete sich denn dies aus?

Vater. Es bestand aus einer großen Menge kleiner Stückchen dünnen Holzes, und hing schwebend da. Eine kleine Öffnung macht den Eingang aus. Der Vogel pflegt alle Jahre ein neues Nest über das alte zu setzen, so daß der gleichen Wohnungen von zwei Ellen Länge waren. Bei der Untersuchung fand man das untere Ende des Nests von einer noch unbekannten Mäuse-Art bewohnt, während der Vogel selbst das obere Stockwerk im Besitz hatte.

Josephine. Und doch vertrugen sich diese Haustiere?

Vater. Wahrscheinlich sehr gut. — Die niedere Waldung, durch die man ritt, stand völlig entlaubt da, wie die europäischen Waldungen im Winter. Die Ursach fanden Einige in einem frühen harten Winter; Andere in einer zu großen Trockenheit des Bodens. Die Gegend, in der Reise nach Brasilien, II.

der Prinz jetzt war, lag nahe an einem kleinen Orte, Nessaque, wo sich drei Familien angebaut haben, und von Viehzucht leben. Die ganze Gegend ist traurig. Die abgestorbenen Gesträuche, welche ringsumher den Horizont begrenzen, geben dem Gauzen eine äußerst einßdrmige traurige Ansicht. In der ganzen Umgebung des aus einigen Lehnhütten bestehenden Dorfchens lassen sich selbst wenige Thiere sehen.

Wilhelm. Da ziehe ich nicht hin!

Vater. Eine dieser elenden Hütten wies man der Gesellschaft zum Quartier an, allein ein starker Schwarm jener großen Wespen suchte dem Prinzen und seinen Gefährten die Wohnung streitig zu machen. Sie waren eben beschäftigt, in dem angewiesenen Zimmer ein Nest zu bauen, und da war denn Niemand vor ihrem grimmigen Stachel sicher; selbst die in der Nähe der Wohnung weidenden Lastthiere ergriffen die Flucht. Nur dadurch, daß man alle Fenster und Thüren verschloß, gelang es dem Prinzen, jene ungebetenen Gäste von sich abzuwehren. Gegen Abend stieg ein heftiges Gewitter auf; ein starker Gussregen mit dickem Hagel begleitet, fiel zur Erde nieder. Die Leute des Prinzen, die an der wärmeren Küste dergleichen nicht gewohnt waren, haben höchst überrascht die durchsichtigen

Glaskörper auf und gaben ihr Erstaunen darüber zu erkennen. — Ein schmales Wiesenthal zwischen niedrigen, mit Busch bewachsenen Anhöhen, führt nach der Fazenda Ilha. Das ganze Thal hat eine rauhe, nicht anziehende Ansicht, da die niedrigen einschließenden Gebüsche einsförmig und zum Theil verborrt sind. Hohes, dürres oder sumpfiges Gras zeigt sich überall. Die Gegend bis Ilha wird immer flacher, das Gesträuch vermindert sich in demselben Grade, bis man in eine neue Welt, in die weite Ansicht von Minas Geraes tritt. So weit das Auge reicht, dehnen sich dort offene, waldlose, oder sanft abgerundete Ebenen aus, die mit einzelnen Gebüschen bedeckt sind. In dieser weiten Gegend laufen in verschiedenen Richtungen die Thal-Einschnitte, in welchen die Flüsse entspringen, die von diesen erhabenen Rücken herab dem Meere zusfließen. Man findet hier die Ufer der Flüsse und Bäche mit Waldungen eingefaßt, und in den Vertiefungen verborgen findet man hier und da einzelne Gebüsche, besonders je mehr man sich den Grenzen von Minas Geraes nähert. Oft glaubt man, eine anhaltende Fläche vor sich zu haben, und steht d. plötzlich an einem schmalen, steil eingeschnittenen Thale, hört in der Tiefe einen Bach rauschen und sieht auf die Gipfel der Waldbäume

nieder, die, von manichfältigen Blumen verschieden gefärbt, seine Ufer einfassen. — Von Ilha aus erreichte der Prinz, nach einem Wege von anderthalb Meilen, die Grenze von Minas Geraes. Der Weg führt durch Ebenen, die mit verdorrtem Grase bewachsen sind; man sieht hier vieles einzelnes Gesträuch, in welchem mehrere Arten seltener Vogel leben. Von Blixen umleuchtet, erreichte man Valo, ein schlechtes Haus von Thou, wo sich ein Posten von einem Fourier und zwei Soldaten befindet. Sie sind bestimmt, zur Verhinderung des Unterschleiffs alle ein- und ausgehende Fremden zu visitiren. Obgleich das Haus zu Valo den Prinz nicht einmal gegen den eindringenden Regen schützte, so beschloß er dennoch, einige Zeit hier zuzubringen, um Geraes näher kennen zu lernen. Es war gerade um das Ende der Regenzeit, als der Prinz sich hier aufhielt. Wind, abwechselnde heftige Gewitter und kleine Regenschauer traten ein. Die Witterung war unangenehm und rauh; man mußte wärmere Kleider anlegen, und um sich zu bewegen, war es nöthig, starke Gänge in die benachbarten Gegenden zu machen. In diesen Ebenen findet man mehrere von einander entfernt liegende Facendas, wo man Mais und andere Früchte pflanzt; Viehzucht bleibt immer der Haupt-Erwerb der Einwohner, obgleich

die Anzahl des Kindvieches in diesen Gegenden gegen die Anzahl derselben in andern Gegenden Süd-Amerika's nicht zu vergleichen ist. Pferde werden hier viel gezogen, auch sind alle hiesige Einwohner, wenn sie sich vom Hause entfernen, immer zu Pferde. Selten sieht man einen Fußgänger. Die rehlederne Kleidung der Vaqueiros ist deshalb auch hier allgemein. — Der Handel von Minas nach Geraes wird hier auf verschiedenen Straßen betrieben. Große Tropa's von sechzig bis achtzig Maulthieren ziehen ab und zu, um die verschiedenen Waaren zu transportiren, wozu vorzüglich Salz gehdrt, an welchem in Minas Mangel ist. Der Anblick einer solchen Tropa ist äußerst interessant. Sieben Thiere bilden eine Lot, und werden von einem Manne getrieben, beladen und gefüttert. Das erste der Thiere hat eine bunt verzierte, mit vielen Glocken behangene Halster. Dem Zuge voran reitet der Herr der Tropa, mit einigen Thellsnehmern oder Gehülfen zur Seite, sämmtlich mit langen Degen bewaffnet, mit hohen braunledernen Stiefeln und einem großen weißgrauen Filzhute bedeckt. Solche Züge unterbrechen bisweilen die töte Einförmigkeit dieser Gegend.

Hier trifft man wenig Menschen; aber desso mehr Thiere und Pflanzen, so daß man die rohen Bewohner darüber recht gut vergessen kann. Es

glebt hier der Naturmerkwürdigkeiten sehr viele; nur darf man von dem rohen, gleichgültigen Bewohner dieser Gegend keine Unterstüzung bei der Aufsuchung derselben erwarten, und am wenigsten von dem, mit der Viehzucht beschäftigten Vaqueros. Selbst zur Jagd kann man dessen Hülfe nur für baares Geld erhalten. Weit noch von jedem Anspruch auf den Namen gebildeter Menschen entfernt, sehen die hiesigen Bewohner das Studium der Naturgeschichte und die damit verbundenen Arbeiten als eine alberne, kindische Beschäftigung an. Der Prinz erhält hier nichts, was er und seine Leute nicht selbst auffinden; deshalb waren die Jäger unermüdet beschäftigt.

Wilhelm. Fand man denn hier so viele seltene Thiere?

Vater. Ja. Man findet hier unter andern den Mexikanischen Hirsch, der die Größe eines Rehbocks erreicht und ein dreizackiges Geweih trägt. Diese Thiere ziehen die offenen Felder dem Walde vor, und entfliehen gleich mit gewaltigen Sprüngen, sobald sie einen Feind bemerken. Unter den naturhistorischen Bekanntschaften, die der Prinz hier machte, war die des Amerikanischen Straußes, oder des Emu für ihn die wichtigste. Dieser größte Vogel der neuen Welt zeigt sich in den Ebenen von Geraes, da er selten gejagt

wird, sehr zahlreich. Hier in der Gegend von Malo zog jetzt ein weiblicher Ema mit vierzehn Jungen, die ungefähr ein halbes Jahr alt waren, herum. Niemand hatte ihn beunruhigt, bis endlich die Europäer kamen, die einen Anschlag auf sein Leben machten. Da diese Vogel sehr schen und vorsichtig sind, auch den Jäger in weiter Ferne schon wittern, so muß man mit vieler Vorsicht zu Werke gehen, um ihrer habhaft zu werden. Ein Pferd wird von ihnen ermüdet, da sie nie geradezu, sondern in vielen Wiedergängen entfliehen. Bei der ersten Erscheinung des Ema mit seinen mehr als halbjährigen vierzehn Jungen, die man mehrere Tage erwartet hatte, legten sich drei der Jäger des Prinzen in einen Hinterhalt.

Wilhelm. Da könnte man sie freilich leicht überlisten.

Vater. Nichts weniger als dies. Die Vogel waren zu klug. Von ungefähr kam ein berittener und bewaffneter Vaqueros, der ein guter Jäger war; dieser versprach dem Prinzen, ihm einen solchen Vogel zu verschaffen.

Herrmann. Und hießt Wort?

Vater. Ja. Er verfolgte die Schaar der Emas zuerst langsam, dann im vollen Galopp und hieß sie öfters durch Vorgreifen um, worauf es ihm glückte, die Bande zu trennen, und, indem

er schnell vom Pferde sprang, einen der Jungen zu erlegen. Dieses Thier war von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende über zwei Ellen lang. — In Gesellschaft des Ema lebt in allen diesen Ebenen ein anderer sehr schnell laufender Vogel, der Coriema, dessen laute, hellklingende Stimme man überall hörte. Sie ließen paarweise mit einander wie die Puter, aber waren so vorsichtig, daß es den Leuten des Prinzen nie gelingen wollte, einen derselben zu erlegen.

Der Prinz hatte diese Jagd mit der Flinte lange Zeit vergebens versucht, bis eines Tages ein gefälliger Pfälzer aus der Nachbarschaft bei ihm eintraf, der einen raschen Schimmel ritt. Dieser Mann erfuhr zufällig den Wunsch des Prinzen, einen solchen Vogel näher kennen zu lernen, und erbot sich sogleich, die Art zu zeigen, wie man sich dieser Thiere bemeistern müsse.

Wilhelm. Da bin ich doch neugierig!

Herrmann. Wie fieng er es denn an?

Walter. Er ritt in dem trockenen Grase nach der Gegend hin, wo man die Stimme dieser Vogel vernahm, und setzte, als er diese ins Auge bekam, seinen Hengst in einen raschen trab. Die Jagd gieng auf diese Art unermüdet über sanfte Anhöhen und weite Ebenen fort, und bestand hauptsächlich in der Kunst, den listigen, schnelllau-

fenden Vogel immer von dem Gebüsch abzuhalten. Mit ungeduldigem Blicke verfolgten der Prinz und seine Leute den unaufhörlich trabenden Pflanzer, bis endlich der Vogel ermüdet war. Er fliegt alsdann einige hundert Schritte weit über das Feld hin, seine schwachen Flügel versagen aber bald ihren Dienst, und nun ist der Fächer feiner Beute gewiß. Der Vogel setzt sich entweder auf einen niedern Baum, oder drückt sich platt auf die Erde nieder. Im ersten Fall wird er herunter geschossen, und im zweiten lebendig ergriffen. Das letztere war hier der Fall. Der Pflanzer brachte den schönen Vogel lebendig. Dieser Vogel ist sehr schön. Er ist das für Amerika, was der in Wilsens Naturgeschichte beschriebene Secretair für Afrika ist. Beide haben in Körperbildung und Lebensart viel Aehnliches. — Außer diesem schönen Vogel wohnen in dieser Gegend noch viel andere, eben so seltene und schöne, deren Jagd den Prinzen sehr beschäftigte.

Der Prinz fand hier zu Malo einen Unterofficier, einen gebildeten Mann, der ihm über diese Länder manche Nachricht geben konnte, da er als Soldat einen Engländer auf einer weiten Reise begleitet hatte. Einzig und allein auf dessen Gesellschaft eingeschränkt, verlebte der Prinz hier acht Tage bei rauhem und unaugenehmem Wet-

ter. Aber bald erheiterte sich der Himmel und es trat starke Hitze ein. Sie war um so drückender, da man wegen Mangel an Bäumen den ganzen Tag den Strahlen der Sonne ausgesetzt ist. Überall waren Gras und Kräuter wie verbrannt, und die Maulthiere fanden wenig Nahrung. Hier zeigten sich die Ema's häufiger; der Prinz erhielt noch zwei dieser Wdgel, von denen der eine so schwer war, daß ihn ein Mann nicht tragen konnte.

Gern wäre der Prinz weiter in dieser Provinz Minas Geraes vorgedrungen, aber eine durch das Elima erzeugte Unpaßlichkeit, die leicht in eine tödtliche Krankheit übergehen konnte, zwang ihn, den Plan aufzugeben. Unbedeutende Unpaßlichkeiten, besonders Wunden und selbst die geringsten Hautkrankheiten nehmen durch Mangel an Pflege und durch die kleinste Vernachlässigung hier gleich einen schlimmen Charakter an. —

Ehe wir in Gesellschaft unsers edeln Prinzen dieses Land verlassen, will ich Euch mit dem noch bekannt machen, was der Prinz zum Beschluß über dieses ganze Land sagt.

Obgleich diese heißen Länder durch manche Krankheit besonders dem Ausländer gefährlich sind, so vermisst man doch daselbst andere, den gemäßigten und kalten Erdstrichen eigenthümliche Krankheiten, und hierher gehören besonders alle

Brustbeschwerden, Gicht und vergleichen, von denen man hier nie etwas hört.

Brasilien hat durch seine bedeutende Ausdehnung eine sehr verschiedene Temperatur. Fruchtbar ist dies Land, denn Wärme und Feuchtigkeit sind in diesem Lande in dem richtigsten Verhältniß vereinigt. Nur die höheren Gegenden haben in der heißen Zeit zum Theil Wassermangel; doch erseht der stark fallende Thau dieses unthige Bedürfniß, ohne daß in jenen Gegenden die Zeiten der Austrocknung vermieden werden können, die einen großen Theil des Viehstandes hinweg raffen. In dieser trocknen heißen Hälfte des Jahres regnet es nicht; die Erde besteht von Hitze und Trockenheit, und man hat am Morgen und Abend selbst nur wenige Erholung, indem der Wechsel dieser bei uns so angenehmen Stunden der Kühlung zu schnell geschieht. Da Tag und Nacht einander ziemlich gleich sind, so hat man lange Nächte, die gewöhnlich bald nach sieben Uhr eintreten. In den niedern und ebenen Küstenländern Brasiliens ist Alles ganz anders; dort lebt man in der heißen Zeit weit angenehmer, da Lüste, Gewässer und hohe Wälder überall Linderung geben, und in den kalten Monaten bleibt ebenfalls stets eine angenehmere Temperatur; es friert nie, die Winterzeit kommt der schönsten Zeit unseres

Frühjahres gleich, man findet Blumen und Früchte. Nicht in der kalten Zeit, sondern gerade dann, wenn die Periode der Hitze und Trockenheit ihren höchsten Grad erreicht hat, pflegen sich die heftigen Gewitter einzustellen; dann wird die lechzende Erde mit unendlich fruchtbarem Regen getränkt und neu belebt; sichtbar erhebt sich, nach einigen Wochen dieser abwechselnden heftigen Regenschauer, bei größerer Wärme die verdorrte Vegetation der Ebenen, auf offenen höheren Gegenden, und selbst in den niederen bewaldeten Provinzen tritt eine neue Schöpfung ein. Gewöhnlich sind Februar, März, April und Mai Regenmonate, die auf diese folgenden bis Ende Septembers nennt man die kalte Jahreszeit, auf welche sodann bis Ende Januars die größte Hitze folgt. Diese Jahreszeiten sind aber in den verschiedenen Gegenden von einander abweichend, je nachdem sie mehr südlich oder nördlich liegen. In manchen Gegenden regnet es kaum sechs Wochen etwas anhaltend, in andern dauert diese Zeit länger; doch irrt man sehr, wenn man glaubt, es regne täglich und die ganze Zeit hindurch anhaltend. Man hat überhaupt von jenen Gegenden und entfernten Ländern bei uns eine zum Theil sehr unrichtige Vorstellung, wozu besonders solche Reisende viel beitragen, die nicht selbst beobach-

teten, sondern alles auf's Wort glaubten. So findet man oft erzählt, daß dort baumartige Farrenkräuter überall wachsen; man übertreibt die Schönheit des Landes; man erzählt von schnatternden und klappernden Affen, von schmetternden Singvögeln, von ganzen Pomeranzen-Wäldern, von Schlangen, die ganz besondere Eigenschaften haben — und von allem diesen ist oft nichts in der Natur selbst. — Sehr wahr spricht der Prinz am Schlusse dieses Abschnittes über dergleichen Beschreibungen und übertriebene Erzählungen, die Mancher entwarf, der das Land nie sah. —

Minna. So mag es mit mancher Beschreibung gehen. — Der Prinz verließ also die Gegend?

Vater. Ja. Und morgen folgen wir ihm in eine andere Gegend. —

Wilhelm. Wo es doch aber auch Merkwürdigkeiten giebt?

Vater. Gewiß.

## Fünfter Abend.

Mit der gewöhnlichen Lernbegierde saßen die Kinder da und sahen auf der ausgebreiteten Karte

den Weg nach, den der Prinz mit seiner Gesellschaft gemacht hatte. Sie rießen sich alles, was sie von dieser Reise gehört hatten, in das Gedächtniß zurück; einer half dem andern, und die Erwachsenen berichtigten vieles, was die Jüngern entweder nicht ganz verstanden oder — nicht recht behalten hatten. So fand sie der Vater. Er fieng seine Erzählung gleich an:

Vater. Der Prinz hatte die Absicht, nach der Hauptstadt Bahia zu gehen. Diese Stadt, Minna, heißt auch sonst wohl? —

Minna. Salvador, und liegt an der Allerheiligen Bas.

Vater. Richtig. Um dahin zu gelangen, mußte der Prinz den Theil der Capitania quer durchschneiden; er reisete daher längs dem Fluß Ressaque nach Vareda wieder zurück. Drückend war die Hitze, aber desto erquickender der Schatten, den die Bäume gaben. An dem Bach fand der Prinz ein getötetes Krocodill oder Fazcaré; ein Beweis, daß diese Thiere sich weit in's Land hinauf wagen, da man es an diesem unbedeutenden Bach fand. Sehr häufig waren die Gebäude der Termiten; man konnte kaum zwanzig Schritte gehen, ohne auf einen von diesen Thieren errichteten Hügel zu stoßen. — Auf der Facenda zu Vareda beschäftigte den Prinzen

die Jagd der äußerst zahlreichen Sumpfvögel, die so verschiedner Art waren, und ungeachtet ihrer Verschiedenheit in ganzen vereinigten Schwärmen von einer Lagoa zu der andern ziehen. Der Wissbegierde unsers Prinzen waren sie eine willkommene Erscheinung. Auch fand man hier unter andern noch nie gesehenen Vögeln mehrere Arten Papageyen und unter diesen den Amazonischen Papagen, der wegen seiner Gelehrigkeit im Sprechen, Pfeifen und Singen so berühmt ist. — Hier ist die ganze Natur belebt, schön und mannichfältig; Alles ist hier ein Gegenstand der Bewunderung. Gewächse wechseln mit Gewächsen ab, Vögel mit Vögeln, Alles beschäftigt, Alles ist Leben; nur der Mensch, der Haufen der Bewohner dieser Gegend, sticht zu sehr gegen die üppige schöne Natur ab. Hier ist der Mensch unvissend wie das Vieh, das er wartet und das der einzige Gegenstand seiner Gedanken ist.

*Josephine.* Dort muß man wenig von Schulen wissen.

*Vater.* Vielmehr gar nichts. Der Baqueiros glaubt genug zu wissen, wenn er die Kunst versteht, ein wildes Pferd einzufangen und zu bändigen. Freilich haben sie es darin zu einer bewundernswerten Fertigkeit gebracht, doch nehmen sie öfters Schaden dabei. Rostet diese Be-

schäftigung aber auch einem Vaqueiros das Leben, so achtet dies der reiche Eigentümer nicht hoch; es ist ja nur ein Neger-Junge, der hier nicht höher geachtet wird, als das Vieh.

Minna. Das ist ja empörend!

Vater. Freilich sind die Arbeiten des Vaqueiros beschwerlich und ermüdend; aber die übrige Zeit bringen sie auch in der höchsten Unthätigkeit bei ihrem Vieh hin und schlafen oder ruhen ganze Tage. Essen und Schlafen sind alsdann ihre einzigen Unterhaltungen.

Einen schönen Anblick gewähren diese weiten Triften, angefüllt mit Kindvieh und Pferden, zwischen denen sie und da ruhig und ungestört große Wölfe einher schreiten. Hier üben im vollen Gefühl ihrer Kraft, die Stiere ihre Herrschaft über die Heerden. Ein Jeder von ihnen hält seinen District, den er brummend mit niedergesenktem Kopfe verteidigt, indem er, mit dem Fuße in dem Boden wühlend, den benachbarten Gegner zum Kampfe herausfordert. Oft kommen diese stolzen Thiere alsdann zusammen, kämpfen Stundenlang und der Besiegte räumt dem Sieger das Feld. — Ein Hauptgeschäft des Vaqueiro ist das, die Heerden gegen die Raubthiere zu schützen. Man kennt in diesen Wildnissen drei Arten von großen

großen Kähen, die dem Rindvieh und den Pferden nachstellen.

Herrmann. Kähen thäten dies?

Vater. Vergiß nicht, daß unter dies Geschlecht Löwen und Tiger gehören. Hier findet sich die gefleckte Unze, der schwarze Tiger und die rothe Unze. Die erstere und letztere sind die gewöhnlichsten; von den erstenen giebt es zwei Arten, gerade wie bei dem Panther und Leoparden in Afrika. So wie man dort eine Art mit kleinern und zahlreicheren Flecken hat, so auch in Brasilien. Die rothe Unze ist am wenigsten gefährlich, ob sie gleich sehr groß wird; sie wagt sich nur an das junge Vieh; da hingegen die gefleckte und der schwarze Tiger den schwersten Ochsen fangen, und ihn weite Strecken mit dem Gebisse fortzuschleifen im Stande sind. Sie tödten oft mehrere Stücke in einer Nacht, saugen ihnen das Blut aus, und fressen erst später von dem Fleische. Gewöhnlich hält man in den Facens das tüchtige Hunde zur Jagd dieser gefährlichen Raubthiere, mit welchen man der blutigen Spur folgt, wenn die Unze, vom Raube gesättigt, sich in einem benachbarten dornigen oder andern Dickicht zur Ruhe begeben hat. Sobald das Raubthier die Hunde gewahr wird, sucht es einen schrägen geneigten Baum zu erklimmen, und wird dann

mit gehöriger Vorsicht von dieser unsichern Wohnung herabgeschossen.

Minna, Glückt denn das auch immer?

Vater. Nicht immer. Recht starke Unzen räumen den Hunden nicht so leicht das Feld; sie tödten im Gegentheil öfters einen oder ein Paar derselben und nehmen sie zum Verzehr mit. — Nicht weit von Walo befand sich einst eine berüchtigt furchtbare große Unze, die den Hunden nie aus dem Wege gieng. Drei Vaqueros waren eines Tages im Walde dem Vieh gefolgt, und ihre umherschweifenden Hunde hatten zufällig die frische Fährte des Raubthieres gefunden und dasselbe gestellt. Die drei Männer waren ohne Schießgewehr, blos mit ihren langen lanzenartigen Stangen bewaffnet, und überlegten, ob es ratsam sey, diese seltene Gelegenheit zu benutzen. Sie entschlossen sich dazu, und giengen mutig auf das drohend zwischen den tapfern Hunden stehende Raubthier los. Die Unze griff sogleich an und verwundete die drei Jäger nach einander, welche ihr aber mit ihren Stangen wiederholte Stösse und eine Menge Messerstiche beibrachten. Einer von ihnen, der weniger Mut hatte, suchte sich, nachdem er verwundet worden, zurückzuziehen. Schon befand sich der Tapferste unter den Klauen des Feindes niederge-

worfen, als der Furchtsamste sich wieder ermannte; Beide griffen mit neuem Eifer an und tödteten das Thier mit vielen Stößen.

Wilhelm. Das ist nur gut. Ich fürchtete schon, der Braveste würde mit dem Leben bezahlt haben.

Vater. Viel fehlte auch nicht; denn die armen Leute waren so zugerichtet, daß sie kaum nach Haus gehen konnten. — Sie zeigten den Ort an, wo sie ehrenvoll gekämpft hatten; man gieng dahin, und fand die stolze Unze in ihrem Blute ausgestreckt, von mehreren getödteten brauen Hunden umringt. — Es ist also ein falsches Vorurtheil, wenn manche die amerikanische Unze der Feigheit beschuldigen; man hat sogar Beispiele, daß dieses Raubthier Menschen angefallen und getötet hat. — Es giebt von diesem Katzensgeschlechte noch mehrere, sehr schön gezeichnete Arten, unter denen der Prinz eine bis jetzt noch ganz unbekannte sah. —

Wilhelm. Da müßten Jäger seyn!

Vater. Würden auch dort seyn, und würden den Vaqueiros manche bessere und gesündere Nahrung verschaffen. So aber ist Pulver und Blei in diesen Gegenden eine zu kostbare Sache. Und so spielen die Raubthiere den Herrn über

die Heerden und der Baqueiro muß sich mit seinem getrockneten Ochsenfleische begnügen.

*Josephine. Getrocknet?*

*Water. Getrocknet.* Man salzt das Fleisch der geschlachteten Thiere nicht ein, sondern schneidet es so aus einander, daß es in schmale Streifen oder Bänder zerfällt; diese werden auf Stricken von Ochsenhaut in der Sonnenhitze getrocknet, und erhalten auf diese Weise in einigen Tagen eine solche Festigkeit, daß sie hart und klingend wie Horn werden.

*Josephine. Das mag auch ein schönes Gerichte seyn!*

*Water.* Dem einfaßmig lebenden Baqueiro genügt es. Er ist zufrieden dabei; so wie auf der andern Seite die einfaßmige Lebensart, die ihn an das Vieh fesselt, mit welchem er zusammenlebt, ihn zu einem rohen, unwissenden, gegen alles Uebrige gleichgültigen Menschen bildet. Er selbst denkt über nichts nach; von der ihn umgebenden Welt hat er keine Kenntniß. Schulen und Lehranstalten für das Volk sind hier eine völlig unbekannte Sache, und es wird eben so wenig für den Geist als für die Erhaltung des Lebens durch ärztliche Hülfe gesorgt. —

Das Wetter, das bisher kühl und windig gewesen war, erlitt jetzt eine bedeutende Verän-

derung. Es trat eine beträchtliche, aber doch durch Wind und starken Thau gemäßigte Hitze ein. Der Prinz hatte manchen so sehr gewünschten naturhistorischen Gegenstand hier nicht erlangen können, und dies bestimmte ihn, Wareda zu verlassen. Er verließ die offenen Ebenen, durchzog mit seiner Tropa eine mit dichtem Cattinga besetzte Gegend und übernachtete zu Os Porcos, wo ein Paar farbige Leute einsam mit ihren Familien leben. Sie nähren sich von ihren Pflanzungen und der Viehzucht, und wissen in ihrer Abgeschiedenheit nichts von der übrigen Welt, weshalb sie auch die Ankunft des Prinzen in großes Staunen versetzte: Sie versammelten sich, sie sahen die Gesellschaft an, und baten sogar alle ihre Nachbaren, zu ihnen zu kommen, um die in ihrem Hause angekommene große Seltenheit zu sehen.

Herrmann. Sonderbare Menschen!

Vater. Sie betasteten die Haare der Fremden; sie fragten, ob diese lesen, schreiben und beten könnten; ob sie Christen wären; welche Sprache sie redeten? und der Prinz erhielt mit seiner Gesellschaft nicht eher Ruhe, als bis er und seine Begleitung von allem diesem eine Probe abgelegt hatte.

Minna. Man bestand doch in der Probe?

Vater. Hoffentlich. Die Schnelligkeit, mit der die Gesellschaft schrieb, die Bücher und Kupferstiche des Prinzen, die Farben und die Zeichnungen, besonders aber die Doppelstilten erregten bei ihnen eine große Verwunderung.

Wilhelm. Das kann ich mir denken!

Vater. Sie gestanden ein, daß die Lage des Prinzen und seiner Gefährten doch wirklich besser sey, als die ihrige, da jene im Stande wären, die Welt kennen zu lernen. Aber sie bemerkten doch auch, daß es sonderbare Menschen in der Welt gäbe, die sich den Gefahren und Beschwerlichkeiten einer so großen Reise aussetzten, um die kleinen Insekten und Pflänzchen in fernen Ländern aufzusuchen, die man hier verwünsche, oder die von den Kühen aufgefressen würden.

Minna. In mancher Hinsicht finden sich auch bei uns Leute, die eben so denken.

Vater. O ja. — Von Porcos aus erreichte der Prinz in einer kurzen Tagereise Arrayal da Conquista, den Hauptort dieses Distrikts. Auf dem Wege fand der Prinz interessante Gegenden, die besonders mit schönen Waldungen bedeckt waren. Mancherlei schöne blühende Bäume und Gesträuche zierten mit ihren verschiedenartigen Blumen den Weg, und verbreiteten angenehme

Wohlgerüche. Einige rund vom Walde eingeschlossene Wiesen unterbrachen angenehm die Einiformigkeit der Gebüsche; ihr lebhafstes Grün erinnerte an die frischen Wiesen der gemäßigten Erdstriche, und was noch mehr den Prinz an sein Vaterland erinnerte, war ein Reh, das im hohen Grase weidend umher spazierte. Die Jäger schlichen gleich hin — sie schoßen; aber sie verwundeten es nur — es entfloß, die Hunde verfolgten es vergebens. Wahrscheinlich ist dies Thier die Beute eines Einwohners von Porcos geworden, der Augenzeuge dieser Jagd war.

Wilhelm. Wenn sich nicht etwa eine Unze zu Gäste gebeten hat.

Vater. Auch möglich. — An einem alten Stamme fand der Prinz die so schöne grüne unschädliche Natter. —

Auf Arryal da Conquista traf der Prinz den Capitain Antonio di Miranda, den Commandanten dieses so bedeutenden Distrikts, der ihn in seinem jetzt unbewohnten Hause gastfreundschaftlich empfing und beherbergte. Arryal da Conquista ist der Hauptort dieses ganzen Distriktes; er bedeutet ungefähr so viel, als eine Villa an der Küste, und besteht aus dreißig oder vierzig kleinen niedrigen Häusern und einer noch im Bau begriffenen Kirche. Die Einwohner sind sehr arm.

Außer dem nöthigen Lebensunterhalt, welchen die Einwohner aus den Pflanzungen ziehen, erhält dieser Ort Nahrung durch den Ochsenhandel, der nach Bahia getrieben wird. Man sieht zuweilen in einer Woche mehr als tausend Ochsen aus dem Innern des Landes durch diesen Ort nach jener Hauptstadt ziehen. — Uebrigens aber empfiehlt der Prinz den Reisenden diesen Ort nicht sonderlich.

Wilhelm. Und weshalb nicht?

Vater. Der größte Theil der Einwohner besteht aus müßigen jungen Leuten, die in Ermangelung einer Polizei lauter Unordnungen anfangen. Trägheit und leidenschaftlicher Hang zu starken Getränken sind die Hauptzüge dieser Menschen. Streitigkeiten und Ausschweifungen sind häufig, und daher fliehen die besser denkenden und angeseheneren Einwohner diesen berüchtigten Ort und leben lieber einsam auf ihren Facendas. Selbst der Prinz und seine Leute wurden sehr oft von Betrunkenen belästigt, und oft kostete es Mühe, sich einen solchen unverschämten Trunkenen vom Halse zu halten. Einer gefährlichen Landessitte gemäß, trägt hier jeder einen Dolch im Gürtel, und da fallen denn natürlich öfters die ärgsten Gewaltthätigkeiten und Morde vor.

Herr:

Herrmann. Da bleiben wir weg.

Vater. Indessen rühmt der Priuz, daß mehrere geschickte Jäger unter den Einwohnern waren, die ihm unter andern Seltenheiten auch einen Brasilianischen Fuchs, von weißgraulicher Farbe, brachten. Er hatte Machts vorher den Einwohnern die Hühner weggeholt. — Die Lage von Conquista ist übrigens nicht unangenehm, besonders wenn man aus der Vertiefung eines sanften Thales gegen den hohen, sanft abgerundeten Rücken hinklickt, an dessen dunklem Abhange der Ort in einem weiten, länglichen Bierecke erbauet ist, dessen obere Seite die in der Mitte desselben stehende Kirche auszeichnet. Rundum ist Alles dichter dunkler Wald; daher zeigt sich das Bierdeck, als ein hellgrüner Wiesenplatz mit seinen darauf erbaueten Häusern, sehr angenehm. Vor Zeiten war die ganze Gegend Wald und Wildnis. Ein unternehmender Abentheurer aus Portugal kam mit einem bewaffneten Trupp hier an, und bekriegte die, diesen Landstrich damals bewohnenden Urbewohner, die Camacans. Er eroberte den Platz und gründete das Arreyal, dem man den Namen Conquista beilegte. Nachdem er sich endlich mit den Wilden in ein Einverständniß eingelassen und den Anfang gemacht hatte, sich anzubauen, bemerkte er, daß seine Soldaten sich

Reise nach Brasilien. II.

von Tage zu Tage verminderten; er erfuhr, daß die Wilden sie einzeln unter mancherlei Vorwände in ihre Wälder lockten und sie daselbst tödten. Ein Soldat, den ein Indier auf solche Weise so weit in den Wald geführt hatte, daß er sich nun seiner bemächtigen zu können glaubte, war stark und tapfer genug, den Wilden mit einem Messer zu erstechen, und öffnete bei seiner Rückfahrt in das Arreyal dem Commandanten über das treulose Betragen der Wilden die Augen. Dieser lud nun, nachdem er vorher seinen Leuten befohlen hatte, die Waffen bereit zu legen, alle Wilden zu einem Feste ein, und als die arglose Menge, nichts ahnend, sich der Freude überließ, schloß man sie plötzlich von allen Seiten ein und mordete sie größtentheils.

Minna. Das nenne ich abscheulich!

Vater. Die Wilden zogen sich nun tiefer in die Waldungen zurück und das Arreyal hatte Ruhe und Sicherheit. Die zunehmende Bevölkerung schränkt diese Wilden immer mehr ein; sie leben jetzt theils noch einzeln in kleinen Dörfern vereint; theils leben sie ganzlich ungetannt in den großen ungeheuren Wäldern, die sich an den Flüssen Pardo, Ilheos und Contas ausdehnen. Die den Portugiesischen Besitzungen näher liegenden Aldeias oder Dörfer der Indianer

bauen Mais und Baumwolle; sie sind aber dem-  
ungeachtet noch völlig roh; sie gehen zum Theil  
noch völlig nackt und ihre Hauptbeschäftigung  
ist die Jagd. —

Minna. Geschieht denn nichts, um die ar-  
men Menschen zu bilden?

Vater. Die Regierung hat Aufseher, welche  
Portugiesen sind, in diese Dörfchen der Wilden  
gesetzt, um die Bewohner zu bilden; allein dies Mit-  
tel fruchtet nur wenig und langsam, da die Aufseher  
selbst rohe Menschen, als Soldaten und Matrosen sind.

Josephine. Die nun freilich einem solchen  
Posten wenig Ehre machen können!

Vater. Man tyrannisirt die armen Indianer,  
gebraucht sie als Eclaven, verschickt sie, kom-  
mandirt sie zum Wegebau, zum Holzfällen, zu  
sehr weiten Botengängen — bietet sie gegen feind-  
lich gesinnte andere Wilde auf, man bezahlt sie  
nicht oder doch sehr schlecht.

Minna. Freilich mag es denn mit der Bil-  
dung nicht sonderlich gehen. —

Vater. Der Prinz hatte auf der Reise durch  
die Urwälder noch völlig rohe Camacans gesehen;  
jetzt war er begierig, ein Dorf dieser Wilden zu  
besuchen, das eine Jagtereise vom Arreyal ent-  
fernt, in den hohen Urwäldern liegt, und Tiboya  
heißt. Der dahin führende Weg ist wild und

uneben; mäßige Anhöhen wechseln ununterbrochen mit kleinen Thälern ab. Bei dem Eintritt in diesen Weg ist die Gegend noch etwas bewohnt, das Land ist vom Holze befreit und zu Pflanzungen benutzt; allein bald vertieft man sich in Waldungen, welche eine einsame aber erhabene Wildniß bilden, deren Grenzen geschlossene Dicungen von Rohr sind. Die hohen Waldbäume sind mit den sonderbarsten Schlingpflanzen verflochten; eine Menge unbekannter Pflanzen zeigt sich hier, und das Geschrei ganzer Scharen der schönsten Papageyen unterbricht die Todesstille. Durch mancherlei Abwechselungen der Gegend, welche dem Reiter kaum ein gangbares Pfädchen zeigt, erreichte der Prinz das Wiesenthal von Giboya, und von hier aus, rundum von hohen geschlossenen Urwäldern umgeben, die kleinen stillen Hütten der Indier, die jetzt schon anfangen, sich in den Willen ihrer Unterdrücker zu fügen, und ihre Sitten und Gebräuche anzunehmen. Diese Wohnungen waren von einem dichten Gebüsch von Bananenbäumen eingeschlossen, hinter welchen sich unmittelbar, gleich den Pfeilern eines Säulenganges, die hohen Urtäume dicht an einander gedrängt, und mit tausendfältigen Gewächsen, gleich einer Wand, erheben. Aus ihrem Dunkel schallte häufig die angenehme Stim-

me einer Art wilder Tauben hervor. Die Bauart jener Hütten ist einfach von Holz und Thon, und mit Baumrinden gedeckt. Ihre Bewohner, die zum Theil schon etwas bekleidet, zum Theil aber noch völlig nackt einher giengen, pflanzen Mais, Bananen, Baumwolle und Bataten; zufrieden mit den Erzeugnissen, welche die Natur ihnen giebt, sind sie bis jetzt noch zu träge, sich Farinha zu bereiten. Der Capitain Miranda, den ich vorhin schon erwähnte, und der in der Nähe in den grossen bergigten Wildnissen eine Menge Rindvieh wild erzieht, hatte zufällig jetzt hier Geschäfte, und fand sich mit dem Prinzen zugleich ein, welcher Umstand dem Letztern den interessanten Anblick eines Tanzes dieser Indianer verschaffte. Der Mann ist überall sehr beliebt und verdient es auch. Der Prinz brachte in seiner Gesellschaft die Nacht in Tiboya hin. —

Die Camacan = Indianer sind wohlgewachsen, stark, breitschulterig und schon von fern daran kenntlich, daß sie ihr langes starkes Haar den Rücken herabhängen lassen. Ihre Haut hat eine schöne braune, dunkle Farbe. Sie waren früher ein unruhiges; Freiheit liebendes, Kriegerisches Volk, das den Portugiesischen Eroberern jeden Schritt streitig machte, und erst nach bedeutenden Niederlagen gehörthigt ward, sich tiefer in die

Waldungen zurückzuziehen, bis die Zeit auch bei ihnen nach und nach ihren Einfluß äußerte. Dennoch blieben ihnen die ursprünglich angebornen Charakterzüge; denn Freiheit und Vaterlandsliebe äußern sich noch jetzt lebhaft bei ihnen. Es hält schwer, sie von ihrem Geburtsorte wegzu bringen; nur ungern kommen sie zu den Europäern in die bebauten Gegenden, auch fehren sie, wie alle jene Wilden, lieber in ihre finstern Wälder zurück. Durch häufige Beispiele von den tyrannischen Maßregeln der Weißen vorsichtig gemacht, versteckten sie selbst ihre Knaben und jungen Leute im Walde, als der Prinz ihre Wohnungen besuchte. — Nach und nach haben sie sich an feste Wohnsäcke gewöhnt, an Hütten von Holz und Thon, mit Tafeln von Baumrinde gedeckt. Sie sind, im Ganzen genommen, ziemlich geschickt; besonders arbeiten ihre Weiber künstlich in Baumwolle, aus der sie die feinsten und buntesten Schnüre drehen, die sie nachher zu einer Art Schürzen verarbeiten. Eben so vervollständigen sie eine Art von Jagdtasche, die sie beständig überhängen, wenn sie die Hütte verlassen. Die Waffen dieser Camacans sind weit künstlicher und zierlicher, als die der andern Völker dieser Gegend. Der Bogen ist stark, schön glatt polirt, von dunkelbraunem Holze; die Pfeile sind besonders

nett gearbeitet und mit den schönsten rothen und blauen Papageifedern gefiedert. — Bei ihrer Geschicklichkeit zu allen Handarbeiten sind diese Menschen, nachdem sie einen geringen Grad der Culstur angenommen haben, den Portugiesen sehr nützlich. Sie sind äußerst brauchbar zur Urbarmachung der Wälder; sie sind geübte Jäger und vortreffliche Bogenschützen; viele von ihnen wissen mit der Flinten gut umzugehen. Man gebraucht sie jetzt gegen die Einfälle der Botocuden, und sie sollen sehr brav seyn. — Kommt jemand als Freund zu ihnen, so empfangen sie ihn sehr gut. Als vor achtzehn Jahren der damalige Capitain Sylva Santos eine ihrer Aldeas besuchte, empfingen ihn die Wilden sehr feierlich. Der Anführer war roth bemalt, Kopf, Füsse und Vorderarme ausgenommen; auf dem Kopfe trug er eine schöne Federkrone, über die Schulter eine dicke rothgesärbte baumwollene Schnur mit zwei Quasten von Thierzähnen; seine Haare hingen lang den Rücken hinab, in der Hand führte er einen schönen Stab von rothem Holze, und über die Augen hatte er einen rothen halben Mond gemalt. Die ganze Nacht wurde getanzt.

Minna. Also ein großer Ball?

Vater. Wenigstens etwas Nehnliches. — Die Europäer kaufen nicht allein Waffen und

Kunstarbeiten von den Wilden; sondern besonders Wachslichter, die hier in den Waldungen, wo man sie brennt, einen angenehmen Geruch verbreiten. Außer dem Wachs verkaufen sie auch Honig, das sonst eins ihrer beliebtesten Nahrungsmitte ist. Haben diese Wilden eine gute Jagdbeute gemacht, oder haben sie sonst eine Gelegenheit zur Freude, so findet man sie sehr aufgelegt, ein Fest mit Tanz und Gesang zu feiern; ihrer Viele kommen zusammen, und das Fest wird auf folgende Art gefeiert.

Wilhelm. Nun?

Vater. Zuerst schneiden sie den dicken Stamm eines gewissen Baumes, der ein weiches saftiges Mark enthält, quer durch und hohlen ihn aus; lassen aber unten einen Boden stehen. Auf diese Art entsteht ein Fäß, welches über eine Elle hoch ist, und welches sie auf einer ebenen Stelle zwischen oder neben ihren Hütten aufstellen. Während dies von den Männern ins Werk gerichtet wird, sind die Weiber beschäftigt, Cavi von Mais oder Mandiocca zu machen.

Josephine. Was machen sie?

Vater. Cavi, ein Getränk, das bei ihren Festen nicht fehlen darf.

Minna. Vertritt also die Stelle von Wein, Punsch, Kaffee —

Vater. Und wie dergleichen nothwendig gewordene Sachen weiter heissen. — Dies Getränk bereiten sie auf folgende Art. Zwölf oder sechszehn Stunden vorher kauen sie die Maiskörner, und spelen das Gekauete in ein Gefäß, in welchem es mit warmem Wasser gähren muss. Als dann gießen sie das Gemisch in jenen ausgehöhlten Baum, wo es zu gähren fortfährt; jetzt macht man noch Feuer unter dasselbe. In der Zwischenzeit hat sich die ganze Tanzgesellschaft gehörig aufgeputzt; die Männer sind mit schwarzen Streifen, die Weiber mit rothen bemalt. Einige setzen Federmützen auf. Andere stecken hunde Federn in die Ohren; Einer von ihnen führt in der Hand ein Instrument, das aus einer Menge aufgetrockneter Hufe von Kühen, Antails und andern Thieren besteht; mit diesen auf eine Schnur gezogenen Husen schütteln und klappern sie. Zuweilen haben sie noch ein anderes Instrument, das aus einem ausgehöhlten, mit Steinchen angefüllten und auf einem Stock befestigten Kürbis oder Calabasse besteht. Auch dies schütteln sie. So geht der Tanz und der Gesang an, und so geht der Ball die ganze Nacht um jenes, ihr Lieblingsgetränk enthaltendes Fäß herum, das unter Tanz und Gesang geleert wird.

Minna. Nun, das muß Feder gestehen, der Ball ist einzig!

Josephine. Die schöne Musik!

Wilhelm. Die gienge noch an; aber das Getränk! —

Walter. Bei solchen festlichen Gelegenheiten soll, wenn man die ganze Nacht getanzt und gezecht hat, noch oft ein anderes Spiel Statt finden. Um einen Beweis ihrer Stärke zu geben, laufen die jungen Männer nach dem Walde und hanen dort ein schweres walzenförmiges Stück Holz ab. Dies Stück Holz ergreift nun der Erste der Beste, legt es auf seine Schulter und läuft damit nach Hause zu. Alle Uebrigen folgen ihm schnell nach und suchen ihm die Last abzunehmen. Auf diese Art wetteifern sie bis zu der Stelle, wo die Weiber und Mädelchen versammelt sind und ihnen ihren Beifall bezeigen. Oft ist das Holz so schwer, daß der eine oder der andere der Ritter Schaden nimmt. So wie sie ankommen, pflegen sie sich, völlig im Schweiß gebadet, sogleich in den Fluß zu stürzen; wodurch schon Mancher seinen Tod gefunden hat. — Doch, nun weiter in der Kette des Prinzen. Er wollte jetzt — wohin?

Herrmann. Nach der Hauptstadt Bahia.

Walter. Gut. Diese Stadt liegt auf einer Halbinsel zwischen dem Meere und der Aller-

heiligen Bay. Um von Conquista nach dieser Stadt zu gelangen, hat man mehrere Wege. Der Prinz wählte die, die die Bojadas oder die großen Heerden zu nehmen pflegen, da auf der andern vor einiger Zeit mehrere Tropas von Räuberbanden angefallen waren. Sobald man das Arrayal da Conquista verläßt, tritt man in eine hohe, einförmige wilde Waldgegend, wo Hügel an Hügel und Kopf an Kopf gereihet, Gebirge und Höhen, eine hinter der andern, dem Auge sich darstellen. Alle sind einförmig, wild mit niederm Walde bedeckt, so wie auch selbst das Arrayal rundum von Waldungen umschlossen ist. Diese weilen, schwach bewohnten Wildnisse waren vor ohngefähr sechzig bis siebzig Jahren noch von den Camacans, ihren Urbewohnern, bevölkert. Jetzt sind diese sämmelich in die großen Hochwälder, der Seeküste näher hinab gedrängt, und dies große Jagdrevier wird lange noch in ihrer Gewalt bleiben. Der Prinz fand in diesen menschenleeren Wäldern in der Nähe von Conquista seine Beschäftigung durch die mannichfaltigen Gewächse, deren Blumen und Blüthen die lieblichsten Gerüche den Wanderern entgegen dufteten, noch ehe man sie entdecken konnte. Einzelne Wohnungen unterbrachen nur selten die Einförmigkeit dieser Reise. Der Prinz übernachtete

in einem netten kleinen Hause, das sich von allen in dieser Gegend befindlichen, äußerst vortheilhaft auszeichnete. Einer der Leute des Prinzen hatte mit seinem Stocke die große Nachschwalbe erlegt. Diese Vogel sind in den Wäldern häufig und nähren sich von den größten und schönsten Schmetterlingen. Da dieser Vogel, ungestrichen seines weiten Rächens, die großen Schmetterlinge nicht ganz verschlucken kann; so sieht man die Flügel der Schmetterlinge überall auf dem Boden umher liegen. Diese beiden schönsten Arten derselben traf der Prinz häufig den zweiten Tag seiner Reise. Hier war der Wald höher, schattreicher und mehr geschlossen, als am ersten Tage; die großen Schmetterlinge flatterten in bedeutender Anzahl hoch oben an den Gipfeln der Bäume, wo sie von einer unendlichen Menge duftender Baumblüthen angelockt wurden; daher war es nicht möglich, einen derselben mit dem Netz zu erreichen. In den Strahlen der blendenden Mittagssonne blicken die Flügel dieser prächtigen Insekten ungemein schön; besonders wenn man von einer Höhe auf sie herabsieht. Die himmelblauen Flügel schillern in das herrlichste Blau. Der Prinz führt mehrere der prächtigsten Schmetterlinge an, die sich hier häufig finden und in den Wäldern umherflattern.

Die Hitze war an diesem Tage sehr groß; die erschöpften Raasthiere suchten emsig das Wasser, und dies hätte beinahe dem Prinzen einen großen Verlust zugezogen, indem das eine dieser Thiere sich plötzlich in einem Waldsumpfe niederswarf, dessen Moor-Wasser in die Kisten eindrang und die darin befindlichen Gegenstände beinahe unbrauchbar machte. — Nachdem der Prinz den Urwald verlassen hatte, kam er in eine Gegend von hohen, sanft abgerundeten Hügeln, die mit niederm Gesträuche, von Farrenkraut bewachsen waren. Dieses Kraut bedeckt gesellschaftlich ganze Strecken Landes. Es hatte lange nicht geregnet; die Eindönen schienen deshalb ganz verdorrt. Solche Trockenheit trocknet oft eine Menge Rindvieh; daher sieht man sich oft gehörigt, das Vieh zusammen zu suchen, und es nach feuchteren Gegenden zu treiben. Oft zündet man auf diesem trocknen Boden das Farrenkraut an, um durch diese Düngung dem Boden etwas Gras für das Vieh abzugewinnen.

M inna. Dann muß es dort elend, wie etwa in Afrika seyn. —

Water. Dies würde seyn, wenn nicht die Natur in diesen dünnen Hainen Gewächse hervorbrachte, die der Trockenheit widerstehen. Zu diesen gehören, nach der Schilderung des Prinzen, eine

schöne Bignonia mit großen hochstrahligen gelben Blüten, die vier bis fünf Ellen hoch wird, und eine Cassia mit großen aufrechtstehenden orangenen Blumenähren; beide geben einen vortrefflichen Anblick. Dieser letzte Baum macht mit seinem hellgrünen Laube eine große, völlig kugelförmig geschlossene Krone, aus welcher damals die noch grünen, sehr lange gegliederten Schoten herabhängen. In den Gebüschen steigt hier eine Art von Palme empor, die zehn bis fünfzehn Ellen hoch wird und zu der Cocosform gehört und Früchte von der Größe einer Aprikose trägt, die für Menschen und Thiere sehr labend sind. —

In den trocknen erhielten Höhen, die der Prinz jetzt durchzog, fielen Menschen und Thiere gleich begierig über einige klare Bäche her, die sich in den Thälern fanden. Das Wasser war gut und kühl, ob man gleich im Allgemeinen in dieser Gegend äußerst schlechtes Trinkwasser findet. Gegen Abend erreichte man eine alte verfallene Facenda, wo noch einige elende Hütten standen. Man versuchte in denselben zu übernachten, aber da kam eine ungeheure Menge von Fledhen, bedeckte alle Kleidungsstücke der Gäste und zwang diese, im freien Felde ein Bivouak zu beziehen. Man zündete Feuer an und durchstreifte die nahen Gebüsche nach dürrem Brennholze, als einer der Leute

des Prinzen in der Nähe eine große Klapperschlange entdeckte.

Josephine. Da mag Alles gelaufen seyn!  
Vater. Das gerade nicht. Das Thier lag, als die Gesellschaft näher kam, in der größtesten Ruhe da; es schien sich wegen der ungewohnten Beschauer nicht im mindesten zu beunruhigen, so daß es gar nicht schwer hielt, das Thier mit einem kleinen Stockchen, vermbge einiger kleinen Schläge auf den Kopf, zu betäuben und zu tödten. Der Rest des Abends wurde mit der Be trachtung dieser Schlange hingebraucht, die nachher in einem Fäßchen Branntwein ihr Quartier fand. Man hat von dieser Schlange eine viel zu gefährliche Vorstellung; denn dies Thier kann nur dadurch gefährlich werden, wenn man sich ihm unbemerkt zu sehr genähert hat und es dadurch zur Vertheidigung reizt. Ueberhaupt ist die Klapperschlange äußerst träge. Sie erreicht eine Länge von drei bis vier Ellen und eine beträchtliche Dicke.

Mit der Morgendämmerung war die Tropaschou beladen und in Bewegung. Man durchzog eine weite, mit niedrigen Gebüschen und mit Weide abwechselnde Wildnis. Die schönsten blühenden Bäume von allen Arten bilden hier den Kern der Gebüsche, daher hat die Landschaft, bei einem rauhen, wilden Charakter, die schönen

sten malerischen Ansichten. Tiefe Thäler durchschnellen wild diese steil sich erhebenden Höhen; in den Tiefen ist finsterer Wald, überall roth-gelber Thonboden und allenthalben erscheinen die gelben, kegelförmig aufgetürmten Gebäude der Termiten. In den trocknen Catinga-Wältern und Gebüschen dieser Gegend kann man sich nicht genug vor den kleinen, an den Seiten des Weges befindlichen Zweigen schützen.

Minna. Weshalb das?

Walter. Sie sind mit unzähligen kleinen Würmern überzogen, wovon sie ganz roth gefärbt zu seyn scheinen. Berührt man ein solches Nestchen, so empfindet man gleich ein unbeschreibliches Zucken über den ganzen Körper; denn diese jungen Thiere, von der Größe einer Nadelspitze, verbreiten sich überall, und sind so peinigend, daß man weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe findet, bis man sich ihrer entledigt hat. Beinahe die ganze Gesellschaft des Prinzen litt an diesem Uebel. Diese beschwerlichen Insekten sind in den innern trockenen Gegenden von Süd-Amerika eine der größten Unannehmlichkeiten für die Reisenden. Sie ersehen die Mosquitos der feuchten, wasserreichen Urwälder vollkommen. An den Zweigen der Bäume fand man große Haufen junger schwarzer Heuschrecken, ein

Ges-

Geschlecht, welches in Brasilien eine große Menge von Arten zählt.

Der Prinz erreichte das kleine Arreyal Os Possues, ein Dertchen von etwa zwölf Häusern. Die Gegend zeigte hier wenig Abwechslung; einige Cocosbäume erheiterten diese trockene wilde Landschaft. Die prachtvollsten rothen Araras, die schönste Art der Papageyen, waren hier häufig, und setzten sich in der Nähe der Tropen auf die niedrigsten Nester der Bäume. Die Hitze war drückend, da kein Lüftchen sie milderte, und der trockene Thonboden, so wie der weiße Sand, die glühenden Strahlen der Mittagssonne zurückwarfen. Die Gesellschaft durchtritt mehrere Pfützen mit salzigem Wasser; daher war das silberhelle Wasser zweier klaren Bäche um so angenehmer. Gegen Abend erreichte man ansehnliche Höhen, wo man sich unweit eines Corals, oder abgezäunten Abschlages für die Heerden, lagerte. Still und angenehm war die Nacht — ein heller Mondscheln zeigte die benachbarten Höhen in mannichfältiger Beleuchtung und die ganze Nacht hörte man die Thierstimmen. Der Morgen gewährte eine reizende Ansicht auf die in einem tiefen Thale erbauete Facenda Uruba. Hohe Berge, mit finstern Urwäldern bedeckt, bilden daselbst einen tiefen Kessel, in dessen grünem, von einem

Bach durchschlungenen Grunde die rothen Ziegeldecken der Wohnungen malerisch hervortreten. Der Prinz begab sich dahin und rühmt die außerordentliche Artigkeit, mit der man ihn aufnahm. Selbst auf die Höhe des Berges, wo das Bivouak war, schickte man mehrere Sclaven und Sclavinuen mit Erfrischungen und Lebensmitteln für die ganze Tropa. Gern wäre der Prinz länger unter diesen guten Leuten geblieben, hätte er nicht an diesem Tage seine Reise noch fortsetzen müssen. Erkehrte also gegen Mittag, nachdem er einige schöne redende Passagieren zum Geschenke erhalten hatte, zu der Tropa zurück.

Herrmann. Um die ich ihn beneide.

Vater. An diesem Tage erreichte man eine andere Facenda, die in einem tiefen Thale lag. Das Hinabsteigen durch den einsförmigen die ganze Gegend bedeckenden Wald war für die Maulthiere höchst beschwerlich, und ein, den ganzen Nachmittag anhaltendes heftiges Regenwetter vermehrte die Unbequemlichkeit. Im Grunde des Thales zeigten sich manche neue Scenen; hohe alte Bäume, behangen und verwirrt von langen Zöpfen des Bartmooses, bildeten höchst sonderbare Gestalten. Die größtesten Araras waren sehr häufig und so wenig scheu, daß sie ruhig auf den Bäus-

men sichen blieben, unter denen die lärmende Tropa hinzog. Nicht weit von dieser Gegend standen mehrere schlecht gebauete Lehmhütten, in welchen die Negersclaven wohnten, denen die Aufsicht über das in der Wildniß weidende Kindvieh anvertrauet ist.

Sechs Meilen von hier wohnt der Colonel Costa, einer der merkwürdigsten Männer dieser Gegend, der diesen ganzen Distrikt mit guten Wegen versah und die Urbewohner nach allen Richtungen bekriegte. Natürlich, daß der Prinz begierig war, diesen Mann kennen zu lernen. Er folgte dem Wege durch eine unwirthbare, menschenleere Wildniß, in welcher an einander gedrängt ein Berg hinter dem andern sich erhob. Alle lagen einsförmig mit dicht verflochtenem Niederwalde rauh und wild bedeckt und mit hervortretenden Felsenmassen da. Schöne Blumengewächse bilden an beiden Seiten die Einfassung des Weges. Früher durchstreiften feindselige Wilde diese weiten Wildnisse; nur mit Lebensgefahr konnte der Reisende sich dahin wagen, bis man sie in die, der Küste näher gelegenen Waldungen verbannte und dort vor sechzehn Jahren den völligen Frieden mit ihnen zu Stande brachte.

In diesen Felsen und Wäldern herrschte eine unglaubliche Hitze; es weheten kein Lüftchen und

die Sonnenstrahlen wurden von allen Seiten zurück geworfen; selbst der Boden war heiß; Menschen und Thiere waren erschöpft; nur die stolzen Araras in der Nähe der Tropa schienen sich zu gefallen; sie flogen schreiend umher, während die übrigen Vogel auf einem schattigen Baume ihre Mittagsruhe hielten. Der Prinz und seine Gesellschaft mußten dieser entsagen, um ihre Reise bis an den Abend fortzusetzen, wo man die Fazenda erreichte und nun von der so äußerst angreifenden Reise ausruhete. Auf der Fazenda Caçoeira, auf der der Prinz jetzt war, haben die Neger um die Wohnung des Colonel Costa durch ihre Hütten ein Dorfchen gebildet, dessen Lage nicht reizend ist, und lebhaft an die Schilderungen afrikanischer Landschaften erinnert. Der Prinz lernte den Besitzer, einen Greis von sechs und achtzig Jahren, kennen. Er war noch rasch und thätig; an Lebhaftigkeit des Geistes übertraf er viele junge Leute; man sah es ihm an, daß er in seiner Jugend einen hohen Grad von Körperkraft, Muth und Unternehmungsgeist besessen haben mußte. Er empfing den Prinzen äußerst zuvorkommend und freute sich sehr, einen Europäer zu sehen. Seine Unterhaltung muß jedem Neisenden belehrend und erfreuend seyn. In einem Alter von sechzehn Jahren trieb ihn seine

Neigung, fremde Länder zu besuchen, sein Vaterland Portugall zu verlassen, und in diesen wilden Gebirgen des Distrikts von Bahia eröffnete sich ihm ein weites Feld vieljähriger Arbeit. Mit vieler Entschlossenheit und Ausdauer bekriegte er die Patachos, die Botocuden und die Camacans.—

Minna. Da hatte er ja eine Triple-Allianz wider sich. —

Vater. Wahrscheinlich waren aber die hohen Alliirten unter sich selbst nicht ganz einig. Costa durchstreifte mit bedeutenden Unkosten und unter den anhaltendsten Anstrengungen jene Urwälder, beschiffte zuerst mehrere Flüsse, fand ihre Mündungen in die See, auch zum Theil ihren Zusammenhang mit einander. Um Fluß Pardo hatte er mehrere ernsthafte Gefechte mit den Botocuden, und oft hatte er bei seinen Unternehmungen Gelegenheit, seine Gegenwart des Geistes und seine Entschlossenheit zu zeigen. So kam er zum Beispiel eines Tages mit wenig Bewaffneten zufällig einem Haufen Patachos so nahe, daß es ihm unmöglich war, auszuweichen. Er verbarg sich daher so schnell als möglich hinter und auf einem schräg liegenden Baumstamme, und ließ einige von seiner Begleitung die Wilden umgeben. Da er nicht hoffen durfte, lange in dieser gefährlichen Lage unbemerkt zu bleiben, so fäste er einen ras-

schen Entschluß, stürzte sich mit seinen beiden Begleitern mitten unter die sorglosen Wilden und brannte seine beiden Pistolen unter sie ab, worauf sie, vom Schrecken ergriffen, sämtlich die Flucht nahmen, und ihm noch einige Gefangene hinterließen.

Wilhelm. Zu dem hätte ein guter General gesteckt.

Vater. Gewiß. — Später hat er viele Camacans entwildert und getauft, und sie dann mit vielem Glück auf seinen Bügen gegen die Wilden gebraucht. Wie er versichert, sollen diese Leute, wenn sie mit den Weißen vereint sind, sehr viel Muth zeigen. Als er sich zuerst in diesen wilden Gegenden anbauete, waren die Wälder so voll Raubthiere, daß er in dem ersten Monate allein vier und zwanzig große Unzen erlegte, und alsdann monatlich eine gewisse Zahl, die aber immer mehr abnahm, so, daß er es endlich wagen durfte, eine wilde Kindviehzucht hier anzulegen; ein Unternehmen, das früher wegen der Menge der Unzen ganz unausführbar gewesen seyn würde.

Nicht damit zufrieden, legte er mehrere Wege und Straßen an, worunter die, die von Minas Geraes führt, die bedeutendste ist. Sie kostete ihm viel Zeit und erforderte bedeutende Auslagerungen. Zur Belohnung ernannte ihn die Regierung

zu einem Obersten, oder Colonel. Den größten Theil seiner freien Stunden bringt er auf seinen Ländereien hin, auf denen er große Pflanzungen von Baumwolle und Mais anlegte, und sich besonders durch außerordentliche und zuvorkommende Güte gegen die Reisenden auszeichnet. Der Fremdling, der zu ihm kommt, vergißt nie der gastfreundschaftlichen Aufnahme.

Minna. Und so verdient es der brave Mann auch ganz, daß der treffliche Prinz ihm in Deutschland ein so ehrenvolles Denkmal setzt.

Vater. Ganz verdient er das. — Nun weiter in der Geschichte der Reise. Von Cachoeira bleibt das Gebirge stets wild und einsdrösig mit Waldungen bis zu dem Thale des Rio Contas bedeckt, welchen Fluß man in einer Tagereise erreicht. Auf diesem Wege war bei der Hitze der Wassermangel sehr groß; aber desto mehr Termitenhügel und andere naturhistorische Merkwürdigkeiten zeigten sich hier, besonders schöne Gewächse. Die Reise gieng durch ununterbrochene niedere Waldung fort. Hitze und drückende Gewitterluft erregten brennenden Durst, und man fand nichts, als Pfützen mit Salzwasser.

Wilhelm. In denen man den Durst nicht gut löschen konnte. —

Vater. Die Bäche waren größtentheils vertrocknet, umsonst sehnte sich Alles nach einem Lab-

sal für den lechzenden Durst, & gegen Abend das Gebirge sich etwas öffnete, und die herrlichsten Abstufungen von mannichfältiger Abwechselung und Beleuchtung zeigte, aus welcher man sogleich auf die Nähe eines bedeutenden Flusses schließen konnte.

Josephine. Man hatte sich doch aber auch nicht geirrt?

Vater. Nein. Man stieg das Thal weiter hinab und erreichte das Ufer eines bedeutenden Flusses. —

Wilhelm. Und dieser war?

Vater. Der Rio das Contas, ein beträchtlicher Fluss, der hier schon mehrere andere aufgenommen hat. An dem jetzigen Orte war er freilich kaum sechzig Schritte breit; er nimmt aber bald zu und wird immer, je näher er seiner Mündung kommt, um desto grösser. Vier Meilen von seinem Ausflusse trägt er zweimastige Schiffe. — Ohne grosse Mühe ritt der Prinz mit seiner Gesellschaft durch. Die Ufer waren sehr malerisch, und grüne schön gesetzte Waldgebirge erheben sich überall, und eben so finden sich manche Merkwürdigkeiten. So bemerkte der Prinz eines Abends eine große Menge von Kröten, zum Theil von ungeheurem Grösse. — Als die Gesellschaft sich in der Abenddämmerung nach ihren Maulthieren umsah, fand man diese von einer Menge großer Fledermäuse

dermäuse bedrohet, die mit lautem Geräusche ihrer Flügel die armen Thiere umflatterten.

Herrmann. Verjagte man sie denn nicht?

Vater. Sie ließen sich nicht verjagen, und sie zu schießen, war es zu dunkel. Am folgenden Morgen bemerkte man, daß fast alle Maulthiere bluteten und daß mehrere derselben durch diesen starken Aderlaß zur Reise für heute unbrauchbar geworden waren.

Wilhelm. Das versteh ich noch nicht,

Vater. —

Vater. Diese Art großer Fledermäuse — man nennt sie auch Blatt-Nasen — beißt in die Haut des Thieres oder eines schlafenden Menschen eine bedeutende Öffnung. Gewöhnlich thun sie dies auf den Adern; sie saugen aus dieser das Blut, und die Ader läuft oder blutet lange noch, wenn die Fledermaus sich gesättigt hat und weggeflogen ist.

Josephine. Und das machen sie auch mit dem Menschen so?

Vater. Ja, wenn sie einen fest Schlafenden oder einen Trunkenen finden, so muß er gewöhnlich an einem solchen Aderlaß sterben. — Der Prinz folgte von hier ungefähr eine Meile lang dem Thale des Flusses und wandte sich dann nördlich in das Gebirge. Hier leben äußerst wenige nach Brasilien. II.

nige Menschen, überall überzieht dichter Urwald das Land, und Rohr und Stauden sind undurchdringlich. Einer der Leute des Prinzen, der mit bloßen Füßen neben den Maulthieren gieng, bemerkte noch zeitig genug eine, nahe am Wege im trocknen Laube zusammengerollt ruhende Viper — Herrmann. Viper?

Vater. Viper ist eine der gefährlichsten Gifschlangen von ungefähr einer Elle Länge. — Der, der sie sah, gab ihr zum Glück einen tödtlichen Schlag und so bekam sie der Prinz, der in ihr eine neue, unbekannte Art entdeckte. Bei dieser Gelegenheit erzählt der Prinz einige Vorfälle, die sich auf ähnliche Geschichten beziehen. Unweit Caravellas bei einer Facenda, wo der Prinz sich gerade befand, wurde ein Chinese von einer Schlange gebissen. Es war schon spät, andere Hülfe war nicht zu finden; daher band der Prinz den Fuß über der Wunde, auf der zwei sehr kleine Blutstropfen standen, machte die Wunde ein wenig größer und sog, da niemand sich dazu verstehen wollte, das Blut lange aus.

Mirra. Der Prinz?

Vater. Der menschenfreundliche Prinz sog das Blut aus, brannte nachher die Wunde mit Schießpulver, und machte Umschläge von Kochsalz, welches auch der Patient innerlich mit Branntewein nehmen musste.

Wilhelm. Und die Cur half?

Vater. Der Kranke hatte, wie alle von Schlangen Gebissenen, starke Schmerzen im Fuß, und war sehr für sein Leben besorgt, vorzüglich da mehrere alte Leute mit der Behandlung nicht zufrieden waren und dem Kranken einen Thee von Kräutern kochten, den der Prinz nicht zu sehen bekam. Gegen Morgen verschwanden die Schmerzen und alle Besorgnisse. Schade war es, daß die Art der Schlange nicht bestimmt werden konnte, da der Chinese sie nicht getötet hatte. — Ein anderer Fall war dieser: Der junge Puri, den Herr Freyreiß bei sich hatte, wurde auf der Jagd von einer Mutter oder Ulper in den Fuß gebissen. Das Bein war etwas geschwollen, als er nach einer halben Stunde nach Hause kam. Man band den Fuß, ritzte die Wunde größer, sog sie dfters aus und innerlich gab man dem Patienten Branntewein. Nach mehrmaligem Ausbrennen mit Schießpulver legte man den Kranken zu Bett. Der Fuß schwoll immer mehr an. Ein eben anwesender Mineiro brachte Wurzeln zu Thee. Der Kranke bekam ein starkes Erbrechen, nach einer ruhigen Nacht war der Fuß sehr geschwollen, dem Kranken lief Blut zum Munde hinaus, man band ihm Blätter einer Pflanze auf den Fuß, deren zerstoßene Wurzel

man in die Wunde streuete, und nach wenig Tagen war der Kranke völlig genesen. — Herr Selbow, den Ihr aus den früheren Erzählungen kennt, fand einst einen von einer Schlange gebissenen Messer ganz erschöpft auf der Erde liegen. Sein Gesicht war aufgetrieben, er athmete heftig und soll aus Nase, Mund und Ohren geblutet haben. Man gab dem Kranken das Fett einer großen Eidechse ein —

*Josephine. Eidechsenfett?*

*Vater.* Ja. Dies ist ein dort gewöhnliches Arzneimittel. — Und gab ihm noch einen schweißtreibenden Thee. — — Einer der Jagdhunde des Prinzen wurde einst in den sandigen Gebüschen an der Küste von einer Viper in den Hals gebissen, und sogleich schwoll dieser, so wie der Kopf, so außerordentlich an, daß man die Augen kaum finden konnte. Nach drei Tagen, während welcher Zeit dem Hunde nur flüssiges Futter eingeschüttet werden mußte, verlor sich die Geschwulst am Halse, die Haut aber blieb immer schlaff und herabhängend. Ein anderer Hund wurde des Abends in das Schulterblatt gebissen, und nachdem er die ganze Nacht auf das furchterlichste geheult hatte, und zum Theil sehr geschwollen war, starb er am folgenden Morgen.

M i n n a. Es sind also gefährliche Gäste, und man thut ganz wohl, mit ihnen nicht zusammen zu treffen.

W i l h e l m. Oder man muß sie gleich todtschlagen.

W a t e r. Wenn man das nur immer könnte! Die Vipern liegen still und ruhig im Laube; Niemand bemerkt sie; tritt sie der mit bloßen Füßen gehende Indianer, so wird er gestochen, und was hilft dann das Todtschlagen. — Doch nun in der Reisegeschichte weiter. — An einer kleinen, vom Walde ringsum eingeschlossenen Wiese, brachte der Prinz eine Nacht ohne Hütten hin. Hier waren treffliche Gewächse, aber eins fehlte, das dem Prinz und seiner ganzen Gesellschaft mehr werth seyn mußte — Wasser zum Trinken. Es mußten mehrere Leute ausgeschickt werden, dies so äußerst ndthige Bedürfniß aufzusuchen.

H e r r m a n n. Sie fanden es doch?

W a t e r. Nach langem, langem vergeblichen Suchen fanden sie endlich eine ziemlich klare Pfütze auf einem Felsen im dunkeln Walde; auch gossen sie das Wasser, das zwischen den steifen Blättern mancher Gewächse sich gesammelt hatte, in Schalen zusammen. Auf diese Art war es möglich den Durst der Menschen, der Papageien und der Hunde zu stillen; hingegen die armen Lastthiere,

die jene Felsenspitze nicht ersteigen konnten, mußten dursten bis zum folgenden Tage, an welchem der Prinz, um die Qual dieser armen Thiere zu mildern, mit dem frühesten Morgen aufbrach. Man durchzog wieder Waldungen, deren Bäume an Höhe immer mehr zunahmen, je mehr man sich der Küste nähert. — Der Weg war äußerst schlecht. Die großen Kindviehherden, die man zum Verkauf nach Bahia treibt, treten bei nasser Witterung diese Waldstraße so aus, daß die Thiere Gefahr laufen, die Beine zu brechen; überdies versachen ihnen die steilen Höhen zum Theil sehr beschwerliche Hindernisse, vorzüglich wenn der steile, setzte Thonboden feucht und schlüpfricht geworden ist. Eine dieser Höhen war besonders angreifend, denn man gebrauchte eine ganze Stunde, um ihre Gipfel zu erreichen. Sie zeichnete sich durch schöne Gewächse aus; auch fand man hier häufig eine schöne grüngefärbte Eidechse, die, sobald man sich ihr nähert, sogleich den Kehlsack aufbläst. Der Prinz beschreibt dieses noch nie beschriebene Thierchen als äußerst schön gezeichnet. —

Die nächsten Tagereisen führten die Gesellschaft durch ein hügeliches Land, zum Theil mit wenigen hohen Wältern besetzt, in welchen man nur trübtes und schlechtes Trinkwasser fand. Seltener wird man eine Facenda gewahr, auf der man über-

nachten könnte; nur eine Art von Schuppen fand sich, der an den Seiten offen, und oben mit einem Dache bedeckt war. Nicht weit davon war das Haus des Besitzers der Facenda, das von Pflanzungen und Wald umgeben war. Man zeigte hier dem Prinzen das ungemein große Fell eines in dem benachbarten Walde erlegten schwarzen Tygers, das über drei Ellen lang war. Geru hätte es der Prinz gekauft; man verweigerte es ihm aber, da man dergleichen schöne Felle selbst zu Pferdedecken gebraucht. Hier kam der Prinz mit mehreren Tropa's zusammen, die aus dem Innern des Landes kamen, und unter andern eine Menge junger Papageien mit sich führten. Diese lehrt man unterweges sprechen und verkauft sie dann in Bahia.

Minna. Und von da kommen sie dann in der ganzen Welt herum. —

Vater. Wahrscheinlich. — Der Abend war äußerst angenehm und mondhell. Der Prinz schickte seine Leute aus, um ihm einige Schmiedes Frösche zu fangen, die in den benachbarten Sümpfen sehr häufig waren.

Herrmann. Schmiede-Frosche? —

Vater. So nennt man eine der größern Art Frösche, deren Geschrei dem Tone eines arbeitenden Schmiedes ähnlich ist. — Die Leute gingen

mit einigen Stücken brennenden Holzes nach dem Sumpfe und brachten glücklich mehrere dieser Thiere, die zu der Art der Laubfrösche gehören.

Die Reise wurde nun angenehmer, da man diese Facenda verlassen hatte. Das Land nimmt jetzt mehr einen romantischen Charakter an; der Wald ist höher und schattenreicher und daher geschlossener und kühler. Häufiger fanden sich Quellen und Bäche mit dem schönsten klaren Wasser. Die Straße zieht immer mehr zu Thale und immer bemerkbarer wird die Annäherung an die Küste. Ein nicht sehr großer Fluss rauscht wildschäumend über malerische Felsen durch dunkle Wälder hinab. Einzelne Facendas mit ihren rothen Dächern zeigen sich hier von Zeit zu Zeit auf kleinen grünen Wiesenplätzen an den Bergabhängen und erinnern an die Scenen der Europäischen Alpenketten; dergleichen stille ländliche Wohnungen nehmen an Zahl zu, je mehr man dem Laufe des Flusses folgt. Man folgte immer weiter hinab dem Laufe des Flusses, der mit jedem Schritte stärker und wilder wird; sein brausendes schäumendes Wasser blinkt zwischen den alten Urwäldern hindurch und nimmt zuweilen kleine Seltenbäche auf, deren Bett aus nacktem Urgebirge besteht; bei dem Durchreiten solcher Flüsse läuft man Gefahr, mit dem Pferde niederzustürzen. Der fette, gelbrothe Thon, der

auf dem größten Theile dieses Weges den Boden ausmacht, wird von dem heftigen Regen dermaßen verschlemmt, daß die Wege vollkommen grundslos sind; die durchziehenden Viehherden vermehren dieses Uebel noch, indem sie tiefe Löcher einstreten; überdies erschweren abwechselnde Hügel und Höhen den beladenen Lastthieren die Reise, die daher nur langsam fortgesetzt werden kann. Hier waren mehrere einzelne Wohnungen, die in der That dem Landschaftsmaler herrliche Scenen boten, besonders da jetzt, in der fruchtbarsten Witterung, alle Gewächse im üppigsten Wuchs standen. An mehreren Stellen bemerkte der Prinz viele zusammengehäufte starke Balken, die die Indier hier zusammenbringen, um sie nach der Seeküste zu föhren. Bei hohem Wasser föhren sie das Holz in drei Tagen hinab, ist das Wasser klein, dann müssen sie sechs Tage haben. Bei der Arbeit sieht man die Indier nackt auf dem Holze stehen und dasselbe mit einer Stange lenken; ein Geschäft, das oft sehr gefährlich für sie seyn würde, wenn sie nicht so äußerst sicher und geschickt im Schwimmen wären. — Auf einer von hohem Urwald umgebenen Facenda, auf der der Prinz am Abend eines Sonntags eintraf und übernachtete, fand man eine große Menge dieser Indier vereint, die sich die Zeit durch das Spiel einer Violine ver-

kürzten. Sie versammelten sich, so bald sie die fremden Ankommenden gewahr wurden, alle unter dem Schuppen, unter welchem der Prinz das Gepäck hatte aufschichten und ein Feuer anzünden lassen. Die Nacht hindurch fielen häufige Regengüsse, die den schlammigten Boden immer mehr auflösten, und den Prinzen um die Hoffnung brachten, die Merkwürdigkeiten dieser Wälder kennenzulernen zu lernen, wozu die Stimmen so mancher unbekannten Vögel ihn lästern gemacht hatten. Vergeblich erwartete der Prinz von dem folgenden Tage eine Wenderung des Wetters. Da der Prinz sich nicht entschließen konnte, in den engen Thälern dieser Facenda länger zu verweilen, so gab er, des Regens ungeachtet, das Zeichen zum Aufbruch. Aber nun trat eine neue Schwierigkeit ein. Ein kleiner Bach war in der vergangenen Nacht plötzlich so angeschwollen, daß er die Wohnungen zu überschwemmen drohte. Ihn zu durchreiten, war nicht mehr möglich; man mußte daher in dem heftigsten Platzregen mit einem großen Zeitverluste die Thiere wieder abladen, und die ganze Tropa auf einem in der Eile von vier Stämmen zusammengeschlagenen Floß übersezten. Bei diesem höchst unangenehmen Geschäfte wurde das ganze Gepäck durchnäßt, und die ganze Gesellschaft mußte den ganzen Tag in den nassen Kleidern

bleiben. — Die Gewitter in dieser Gegend schwelen auf diese Art in der Regenperiode die Flüsse in kurzer Zeit an; sie fallen aber auch eben so schnell wieder zu ihrem früheren Stande herab. Obgleich diese Reise unter dem heftigsten Fußregen für viele Menschen unerträglich gewesen seyn würde, und auch selbst unsere, schon mehr abgehärteten Reisenden nicht wenig verstimmt, so fand man dennoch vielen Stoff zur Unterhaltung. Der Urwald, welchen sie unausgesetzt durchritten, war von dem herabstürzenden Regen so verfinstert, daß man in demselben die Annäherung der Nacht zu sehen glaubte. Die Urwälder dieser Gegend in blendendem Sonnenschein, mit hellen Lichtern vom dunkeln Schatten gehoben, sind prachtvoll; allein, auch im trüben Regen däumernd, sind sie interessant anzusehen. Tausend Wesen erwachen alsdann, die man vorhin nicht bemerkte; in den Pfützen und angeschwollenen Waldsumpfen, in den Ständen, auf Bäumen und auf der Erde schreien manchfaltige Arten von Fröschen; in hohlen, auf dem Boden modernden und von einer Welt von Pflanzen und Insecten bewohnten Urstämmen brummt mit tiefer Bassstimme eine große Waldkröte, deren Laut den unkundigen Fremdling in Staunen versetzt. Papageien fliegen schreiend hin und her, um ihre vom Regen benetzten Flügel in Thätigkeit zu

erhalten; von der Hitze der vergangenen Tage erschrockt; treten jetzt die Blätter der Gewächse und die brennend gefärbten Blumen einer Menge von Pflanzen in ein üppiges, neu angefachtes Leben. Erfrischt prangen nach vorübergegangenem Regen im jungen Sonnenglanze alle Zierden des Pflanzenreiches. —

Minna. Schon diese Schilderung könnte Eisnen zu solcher Reise bewegen. —

Vater. Am Abend dieses schrecklichen Regentages schiffte der Prinz mit seiner Gesellschaft über den aufgeschwollenen und reißenden Fluß und brachte die Nacht äußerst unangenehm in einer von allen Seiten offenen Mandioca-Fabrik zu. Am folgenden Morgen kam man nach Lage, wo ein höchst unangenehmer Vorfall des Prinzen und seiner Gesellschaft wartete. —

Josephine. Nun, das sollte mich doch dauern. —

Vater. Ganz sorgenlos setzte man den, von beiden Seiten eingeschlossenen Weg nach Lage fort, als plötzlich die Straße durch einen bedeutenden Auflauf von Menschen gesperrt wurde.

Wilhelm. Nun? Und was wollten die?

Vater. Nur Geduld! — Ungefähr siebzig, theils mit Gewehren aller Art, theils mit Prügeln bewaffnete Männer stürzten plötzlich von al-

len Seiten auf die Gesellschaft los; der Eine zerrte hier, der Andere dort, so daß es höchst schwierig war, diese grobe banditenartige Menge von Negern, Mulatten und Weissen von Thätschlichkeiten abzuhalten. Mehrere Männer fielen dem Prinzen in den Zügel und schrien: Er sei gefangen und würde seinem wohlverdienten Schicksale nicht entgehen. Man belegte ihn mit dem Ehrentitel: Ingлез. —

Hermann. Das heißt?

Vater. Engländer. Einige der Angreifenden schienen vor dem Prinzen und seiner Gesellschaft dermaßen in Angst zu seyn, daß sie den Hahn des Gewehrs immer gespannt und zum Schuß bereit trugen. Man legte sogleich Hand an die Jagdgewehre, Pistolen und Waldmesser des Prinzen und seiner Gesellschaft; sogar dem jungen Botocuden Quaeck, den der Prinz bei sich hatte, riß man Bogen und Pfeile aus der Hand. — Einige der Leute des Prinzen, die sich weigerten, ihre Gewehre abzugeben, wurden beinahe gemißhandelt, und nun erst, nachdem man Alles entwaffnet sah, wuchs der Mut dieser Gesindels zu einem hohen Grade der Kühnheit. Um aus diesem unbegreiflichen Tumulte einen Ausweg und sich eine Erklärung über die Ursache dieser Behandlung zu verschaffen, rief der Prinz in den tollen

Haufen hineln: Ob diese Bande denn keinen Anführer habe, und wo er sey?

Josephine. Und was antwortete man denn?

Vater. Der Kommandant Herr Capitam Bartholomäo, werde gleich kommen, und dem Prinzen sein Recht geben. — In der That sah der Prinz nun auch einen unansehnlichen, schmutzigen, abgerissenen und vom Schweiße triefenden Mann mit einer Muskete in der Hand ankommen. —

Wilhelm. Das mag ein rechter Commandant gewesen seyn!

Vater. Sein Diensteifer hatte ihm nicht einmal erlaubt, die Gefangenen an der Spitze seines Detachements zu erwarten, sondern er war ihnen entgegen geeilt. Die Erscheinung des Oberhauptes machte zum Glück für den Prinzen und für die Gesellschaft dem Streite über den Besitz ein Ende. Unter den Angreifern war schon ein Streit darüber ausgebrochen; jetzt aber, bei der Erscheinung des Commandanten —

Wilhelm. Herrn Bartholomäo —

Vater. — verwandelte sich der Tumult in eine pldzliche Stille. Furcht vor seinem strengen Oberherrn, dem Capitam Mor zu Nazareth, trieb den Commandanten an, den Prinzen und sein Gefolge genau visitiren und ihnen alle Arten von

Waffen, selbst Feder- und Taschenmesser abnehmen zu lassen. Der Prinz wurde hierauf mit seinen Leuten in ein offenes Haus an der Seite der Straße gebracht, wo man eine Bande von bewaffnetem Pöbel im Zimmer selbst, und eine andere vor der Thür aufstellte. Fenster und Thüren blieben den ganzen Tag und selbst während der kühlen Nacht, geschlossen; auch ließ man ohne Unterschied betrunkene Matrosen, Negersclaven, und alle Arten Mulatten und Weisse des bunten mißigen Pöbels hinein, die sich für den ganzen Tag daselbst häuslich niederließen, sich zu den Gefangenen auf die Bänke drängten und mit politischen Bemerkungen, die sie laut anstellten, dem Prinzen und seiner Gesellschaft nicht einen Augenblick Ruhe ließen.

Wilhelm. Schöne Gesellschaft!

Minna. Aber, Vater, was wollte man denn von dem Prinzen?

Vater. Der Prinz erfuhr jetzt, daß man ihn für einen Engländer oder Amerikaner halte, und daß sein Arrest eine unthige Vorsichtsmaßregel wegen der zu Pernambuco ausgebrochenen Empörung sey. — Selbst die Portugiesen, die der Prinz bei sich hatte, wurden irre an dem Prinzen, sie glaubten, daß er sie wirklich gesäuscht habe.

Minna. Aber der Prinz hatte ja Pässe oder andere Papiere, die ihn retten konnten?

Vater. Sehr wahr! Allein sein Paß oder seine Portaria, die in jedem andern Falle von großem Nutzen gewesen seyn würde, war hier völlig unnütz; denn obgleich mehr als zwanzig Personen die Köpfe zusammensteckten, um sie zu lesen, so verstand doch Niemand ihren Inhalt, und der Commandant am wenigsten. Dies beweiset unter andern der Titel des Engländer, den man dem Prinzen beilegte, obgleich in der Portaria ausdrücklich gesagt war, daß der Prinz ein Deutscher sey.

Josephine. Gewiß hat keiner von diesen Leuten lesen können?

Herrmann. Auch der Herr Commandant nicht. —

Vater. Kann immer seyn. Vielleicht glaubte man auch dort, daß es außer Portugal und England kein anderes Land weiter gäbe.

Minna. Nun, wie wurde es denn weiter?

Vater. Es wurde ein genaues Verzeichniß von dem ganzen Gepäcke des Prinzen verlangt; er gab daher die Schlüssel von den sämmtlichen Kisten ab. Mehrere raublüstige Gesellen von den Wächtern bestanden darauf, man müsse alle Kisten öffnen und visitiren; allein dazu dachte der Com-

Commandant Bartholomäo doch zu billig, und gab dies nicht zu.

*Josephine.* Nun, das schont mich doch einigermaßen wieder mit ihm aus.

*Wilhelm.* Mich nicht!

*Vater.* Mittags erhielten die Gefangenen ein wenig Salzfisch und hatten dann die beste Gelegenheit, ihre Geduld in der Anhöhung einer Menge beleidigender Reden zu üben, bis die Nacht diesem unerträglich lästigen Tage ein Ende machte. Allein selbst diese brachte wenig Ruhe, da das müßige gaffende Volk die Gefangenen nicht verließ. Der Prinz hatte die Absicht gehabt, in der Gegend von Lage auszuruhen, um die hiesigen Maulthiere zu durchstreifen, auch bedurften die angegriffenen Lastthiere gar sehr der Ruhe; allein kaum war der Tag angebrochen, als man ihm und seinen Gefährten zurief, sich augenblicklich zur Abreise nach der Küste anzuschicken. Man gab Allen ein ungenießbares Frühstück von Salzfisch, und trieb dann die Maulthiere herbei, die zum Umfallen matt waren, denn sie hatten die ganze Nacht ohne Futter angebunden stehen müssen.

*Josephine.* Das ist vollends schändlich!

*Vater.* Wirklich gieng die Reise vor sich. Dreißig bewaffnete Reiter und Fußgänger mit geladenen Gewehren und Pistolen wurden zur Beza

Reise nach Brasilien. II.

20

deckung mitgegeben und beobachteten strenge auch den Geringsten der Leute des Prinzen. Den Zug eröffnete ein neu gewählter Commandant — des Prinzen Lasthiere machten den Beschluß. So zog man durch angenehm abwechselnde Waldgegenden, und bei jeder Facenda, die im Wege lag, kamen die Bewohner herbei geströmt, zeigten mit Fingern auf die Verbrecher und riefen beständig: „Inglezes oder Pernabucanos!“ — Am Abend hielt man an einer einsam liegenden Facenda an, wo man die mutmaßlichen Engländer streng beobachtete, wo übrigens kaum Lebensmittel zu finden waren, und wo man so wenig für die armen erschöpften Thiere des Prinzen sorgte, daß eins seiner Pferde ermattete und zurück gelassen werden mußte. Am zweiten Morgen der abentheuerlichen Reise traf man nach einem Marsche von einigen Meilen unerwartet auf ein in Parade aufgestelltes Commando von dreißig Milizsoldaten, unter dem Befehl des Capitams da Costa Faria. Jetzt nahm die Sache in den Augen des Volkes eine ernsthaftere Wendung an. Während des Marsches wurden die Leute des Prinzen auf alle Art von den Soldaten beleidigt, man zeigte ihnen das geladene Gewehr, man schlug auf die Pferde und bediente sich dabei der entehrendsten Ausdrücke. Am Abend erreichte man auf grundlosem

Wegen die Gebäude von Aldea, unweit der Seeküste — und noch eine Meile weiter, kam man endlich in Nazareth an. Unter einem unglaublichen Zulauf und Gedränge des Volkes setzte man die Gefangenen über den Fluß und versah das Gepäck mit Wachen, um die bunte Menge des Volks einigermaßen in Ordnung zu halten. Der Prinz wurde vor den Capitam, einen äußerst stolzen Richter, den Capitam Mor, geführt. Es war schon dunkel, als der Prinz hier ankam, und der stolze wichtige Hausherr war noch nicht sogleich sichtbar. Man erleuchtete jetzt die Zimmer und rief dann den Prinzen, wie zur Audienz bei einem mächtigen persischen Satrapen vor. Der Prinz sagt selbst, daß ein am Hochgericht stehender Verbrecher nicht mit mehr Neugier betrachtet werden kann, als der Prinz hier. Der Capitam Mor würdigte den Prinzen kaum eines Blickes. Ganz kalt hörte er die gerechten Klagen des trefflichen Prinzen über eine so unwürdige Behandlung an, und erklärte endlich mit kalter, hoher Miene, daß die Portaria oder Paß des Prinzen freilich günstig, aber nicht hinlänglich sey, und es müsse deshalb ein Bericht an den Gouverneur nach Bahia gemacht werden, dessen Beantwortung der Prinz, als Gefangener, abwarten müsse. Und wirklich wurde der Prinz mit seinen Leuten in dem

oberen Stock eines leeren Hauses eingesperrt und die Thüren hinter ihnen verschlossen. Zum Glück war es Nacht; man würde sonst, nach der eigenen Ausserung des Prinzen, von Seiten des Pöbels die Gefangenen auf dem Wege nach dem Gefängniß gesteinigt haben.

Der Capitam da Costa Faria suchte, so viel in seinen Kräften stand, die unangenehme Lage des Prinzen zu erleichtern. Besonders ließ er das Gefängniß mit Holz und frischem Wasser versehen und gestattete, daß einer von den Prinzen Leuten — freilich unter Bedeckung — ausgehen und für die armen Arrestanten Lebensmittel besorgen konnte. So brachte der Prinz drei Tage in diesem Gefängniß zu, als vom Gouverneur von Bahia die Entscheidung eintraf, daß der Prinz mit seinen Leuten frei seyn sollte.

Josephine. Das nenne ich chikaniren! Gottlob, daß der Prinz wieder frei ist!

Minna. Und daß besonders die Justiz in Bahia prompt war. —

Vater. Ihr könnt leicht denken, wie unangenehm dieser Vorfall den Prinzen seyn mußte. Er verlor nicht nur die schöne, ihm so kostbare Zeit, sondern auch eine Menge interessanter Gelegenheiten, die verdarben, da man sich bei der Ueberleitung des Marsches nicht die geringste Zeit gab,

naß gewordene Sachen wieder zu trocknen. Gern hätte der Prinz die Gegend von Nazareth gleich verlassen, hätte ihn nicht der Mangel an Schiffsglegenheit nach Bahia noch acht Tage aufgeshalten.

*Josephine.* Da hätte ich auch nicht aus halten können!

*Vater.* Mit leichtem Herzen verließ der Prinz das an beiden Seiten des Flusses Fagoaripe liegende Städtchen, wo er die ganze Osterwoche als Gefangener zugebracht hatte, und sah hoffnungsvoll Bahia entgegen, von wo er nach Europa zurückreisen wollte. Die Fahrt auf dem Flusse hinab geschah des Abends nach einem schönen heitern Tage. Die Barken, die von hier wöchentlich nach Bahia gehen, sind kleine besetzte Schiffe mit einer Cajute, die zwanzig Mann fassen kann, und mit drei kleinen Masten. Der Schiffer hat seine eigene Sclaven, die als Matrosen dienen, von denen man aber, da sie gezwungen sind und mit Widerwillen arbeiten, im Fall der Gefahr wenig Hülfe zu erwarten hat. Die Ufer des Flusses sind malerisch; grüne Gebüsche wechseln mit Hügeln ab und überall zeigen sich die freundlichen, mit Cocoswäldchen geschmückten Fazendas, deren Bewohner größtenteils Löffereien besitzen. — Um Mitternacht

ankerte das Schiff an der Landspitze, wo der Fluß bei der Villa Tagoaripe in das Meer fällt. Der Prinz schildert die Lage dieser Villa als sehr angenehm. Mit Anbruch des Tages fuhr man ab und erreichte die im Meerbusey liegende, und nur durch einen schmalen Canal vom festen Lande getrennte Insel Itaparica. Die Fahrt in dem schmalen Canal beschreibt der Prinz als sehr reizend. Fern und nahe wechselten die schönsten Hügel mit malerischen Ansichten, mit freundlichen Facendas und Cocoswäldern ab. Die Insel Itaparica ist ein äußerst fruchtbares und ziemlich bewohntes Eiland. Es wachsen hier die schönsten Südfrüchte; auch ist der Wallfischfang so beträchtlich, daß alle Umzäunungen der Gärten und Höfe aus Wallfischknochen bestehen. Von der nördlichen Spitze dieser Insel hat man eine schöne Aussicht auf die Küsten des, von mannichfältigen Gebirgen eingeschlossenen und mit weißen Segeln bedeckten Reconcavos oder Meerbuseys. Mehrere Ströme fallen in denselben, besonders Peruacu, an welchem der beträchtlichste Ort dieser Gegend, Cachoeira liegt. Diese Stadt ist groß, sehr volkreich und treibt starken Handel nach der Hauptstadt S. Salvador, die man auch blos mit den Namen Bahia nennt. In der Gegend von Cachoeira wohnten sonst die Kiriris, ein

Stamm der alten Urbewohner, der Tapuyas.  
Diese Leute sind jetzt völlig civilisiert; die Überreste von ihnen dienen sämtlich als Soldaten. Wenn der Commandant den Befehl erhält, eine Unternehmung zu machen, dann ziehen alle Männer und Kinder mit. Am Abend lagert man sich und der Commandant hat seine Hütte vor den übrigen. Zum Gebet kommen sie zusammen und dabei werden ihnen die nöthigen Befehle ertheilt.

Wilhelm. Mag ein schöner Zug seyn, ein solches Heer mit Weib und Kindern!

Vater. Gewiß, besonders wenn es etwas zahlreich ist. Uebrigens zeichnen sich diese Soldaten dadurch aus, daß sie stark essen und wenig thun.

Minna. Wird wohl auf Manchen passen, der nicht indischer Soldat ist.

Vater. Die Vorfahren der jetzigen Bewohner der Küste dieses Meerbusens sind in der Geschichte dieser Gegend und durch viele Kriege merkwürdig geworden. Die Jesuiten, die so große Verdienste um alle diese Länder haben,rotteten hier, nach einer langen Reihe von Jahren mit den größten Gefahren und Aufopferungen, den grausamen Gebrauch des Menschenfressens unter den wilden Horden aus. In früheren Zeiten mach-

ten mancherlei Nationen einander diese Gegenden streitig. Ursprünglich haben die Tapuyas die Küste dieses Meerbusens bewohnt; dann kamen die Tupinambas von der Gegend des jetzigen Franciskus-Flusses her und vertrieben die erstern. Im Jahr 1516 landeten die Portugiesen hier; sie führten lange Kriege mit den Bewohnern, bis es endlich den Jesuiten gelang, diese rohen Barbaren zu gewinnen und sie zu gesittetern Menschen zu machen. —

Da der Wind sehr günstig wurde, fuhr der Prinz mit seiner Gesellschaft nach der Stadt Bahia, vor welcher man um Mitternacht die Ankter fallen ließ.

Wilhelm. Diese ist jetzt die Hauptstadt dieser Gegend? —

Vater. Ja. Wenigstens in dieser Gegend. Für das ganze Land ist Janeiro, wie Ihr wißt, die Hauptstadt. — In früheren Zeiten war es Bahia, und über zweihundert Jahr residirten hier die Generalgouverneure des Landes. Die Stadt ist am Abhange einer steilen Höhe am Meerbusen gebauet; der bedeutendste Theil derselben liegt auf der Anhöhe selbst, und der andere Theil, der größtentheils die Wohnungen der Kaufleute enthält, liegt am Meerbusen selbst. Der Anblick der Stadt ist schön, die Gebäude, unter denen viele

viele sehr schdn sind, steigen am Berge in die Höhre, und zwischen ihnen Anlagen und Gärten mit Orangenbäumen. Es giebt hier, wegen der Unhöhen, keine Wagen; daher bedient man sich, um bei der Hitze des Clima's mit mehrerer Bequemlichkeit die steilen Straßen auf- und absteigen zu können, der Tragseßel.

*Josephine.* Das ist ja, wie in Ostindien.

*Vater.* Ungefähr eben so. Besonders aber ist die Aussicht von der Höhe des obern Theiles der Stadt unübertrefflich schön. Man übersieht die ganze, eine Meile lange Stadt mit ihren sechs und dreißig Kirchen, mit ihren schönen Pallästen; der stolze Meerbusen zeigt sich als ein glatter, ruhiger Spiegel; am Ufer liegen die Schiffe vor Anker, andere sieht man mit ihren aufgeschwungenen Segeln sich nähern, oder dem Ocean zueilen, indem sie begrüßend ihre Kanonen abfeuern. In der Ferne zeigt sich die Insel Rapaïka und rund umschließt ein Amphitheater malerischer Gebirge die anziehende Scene ein.

*Minna.* Der Aufblick muß schön seyn.

*Wilhelm.* Vielleicht haben wir beiden, Herrmann und ich, ihn selbst.

*Vater.* Das ist möglich. — Zur Vertheidigung der Stadt Bahia dient ein ziemlich zahlreiches Militair. Es stehen hier vier Regimenter

*Reise nach Brasilien, II.*

21

regulairer Truppen und eben so viel Landmiliz, unter welchen sich ein Neger-Regiment und ein anderes, ganz aus Mulatten zusammengesetztes, auszeichnen. Der Gouverneur hat sich schon mehrere male gendthigt gesehen, diese Truppen bei Aufständen der Negersclaven zu gebrauchen, da von der bedeutenden, über hundert tausend Menschen sich belauenden Volkszahl, der grösste Theil aus Negersclaven besteht. Bei den Unruhen in Pernambucco, die gerade jetzt vorfielen, hatte der Gouverneur Truppen von hier aus dahin geschickt. Der Prinz legt dem Gouverneur, Conde dos Arcos, ein grosses Lob bei, daß er es fast allein war, der durch sein thätiges Wirken und durch seine Maßregeln die Provinz Pernambucco dem Künige erschielte. Er ersticke den Geist des Aufruhrs, welchen anerkannt schlechte Menschen aus Eigennutz aufzuregen bemüht waren, indem sie mehrere Geistliche in ihr Interesse zu ziehen wußten, welche, die Herrschaft der Religion über die rohen Gemüther der Brasilianer benützend, allerdings sehr gefährlich werden konnte. Der Gouverneur ließ die Rädelshörer in Bahia öffentlich erschießen und, selbst mehrere Priester mußten auf diese Art sterben. Der Geist der Bewohner von Bahia hat sich übrigens bei dieser Gelegenheit als ihrem Künige treu und anhänglich gezeigt; denn überall mißbill-

ligte man jenen Aufstand, und man würde im Nothfall eine größere Gefahr mit eigener persönlischer Aufopferung besiegt haben.

Wilhelm. Das ist schön!

Vater. Darin hast Du Recht. Ordnung, Gesetze und Ansehen des Königs müssen jedem braven Unterthan heilig seyn. — Gegen einen Angriff von außen sichern mehrere Forts oder kleinere Festungen die Stadt Bahia. Der Eingang des Hafens wird durch eine Citadelle geschützt, und gerade vor der Stadt befindet sich ein rundes, mit Kanonen besetztes Fort; diese Kanonen werden bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuert. —

Der Aufenthalt des Prinzen in dieser alten Hauptstadt Brasiliens war nur von kurzer Dauer. Selbst nicht einmal so viel Zeit hatte er, die verschiedenen gelehrten Anstalten dieser Stadt zu besuchen.

Minna. Giebt's denn deren dort schon?

Vater. Es sind ihrer freilich nur wenige; aber es findet sich doch in dieser Hinsicht manches Merkwürdige. Dahin gehören die schätzbare Bibliothek der Franziskaner und einiger andern Klost. Eben so finden sich mehrere Gelehrte hier, die besonders über die Naturgeschichte jenes merkwürdigen und einzigen Landes die schönste Auskärtung gegeben haben.

Uebrigens fand der Prinz — wie er das auch seines Herzens und seines edeln Eifers wegen verdient — in Bahia unter den mehreren gebildeten Einwohnern eine sehr zuvorkommende Aufnahme. Der Gouverneur Arcos verwischte bei ihm durch Freundschaft die schmerzliche Erinnerung an jene so unangenehm verlorenen Tage. Eben so freundlich war der Englische Consul Cunningham, der mit seiner Familie alles that, die Tage des Aufenthaltes unseres Prinzen zu versüßen. Gern würde der edle Prinz diese Worteile länger besucht haben, hätte nicht seine Sehnsucht, das Vaterland wieder zu sehen, seine Abreise beschleunigt.

Wilhelm. Also geht es nun nach Neuwied zurück?

Vater. Ja. Und auf dieser Reise begleiten wir unsern trefflichen Prinz morgen — nicht so?

Minna. O ja, und im voraus die besten Wünsche zu der glücklichen Reise des edlen Prinzen!

Wilhelm. So meyne ich's auch.

Josephine und Herrmann. Ich auch! Ich auch! — Also morgen?

Vater. Gehen wir unter Segel.

## Sechster und letzter Abend.

---

„Also in ganzem Ernst, geht's nach Europa zurück?“ fragte Hermann den eben eintretenden Vater.

Vater. Nicht anders. Ihr seht, daß ich hier schon den Globus und die Karten von Afrika und Europa auflege. Wir würden ihrer nicht gebrauchen; bliebe der Prinz länger in Süd-Amerika.

Wilhelm. Schade, ich hätte gern noch so vieles gehört.

Hermann. Von den Botocuben —

Minna. Nur nichts Nehnliches von dem Auftritt in Eage und Nazareth —

Wilhelm. Nun freilich; ich mag auch dergleichen nicht hören; indessen wenn es denn einmal ist, so schadet ein unschuldig getragener Arrest auch nichts. —

Josephine. Hier schadete er so viel, daß der Prinz unmuthig wurde, und daß er in diesem Unmuthe manches übersah, und auf manche Maturerkürdigkeit vielleicht nicht achtete, die ihm sonst wichtiger war.

Vater. Sehr möglich. — Und nun zur Abreise.

Wilhelm. Ich bin marschfertig.

Vater. Gerade um die Zeit, in der der Prinz in Bahia war, war der Ostindienfahrer Princessa Carlotta, von Calcutta auf der Reise nach Europa in Bahia eingelaufen, um daselbst frischen Proviant einzunehmen. —

Herrmann. Von Calcutta? Das liegt ja in Ostindien, wie kam das Schiff auf Bahia? —

Vater. Fällt Dir das so auf? — Sieh mal die Karte. Der C. des Schiffes geht um das Vorgebirge der güt. Hoffnung in — Herrmann? —

Herrmann. Afrika, und zwar auf der südlichsten Spize dieses Welttheiles. —

Vater. Richtig. Nun, sieh hierher, auf dem weitesten Wege vom Vorgebirge bis Europa finden die Schiffe in Afrika keinen Ort, wo sie frischen Proviant einzunehmen könnten; sie müssen sich, um die weit nach Westen sich ziehende Küste von Guinea und das grüne Vorgebirge zu umschiffen, ganz nordwestlich halten, um den Zug der Winde zu vermeiden, den die erhöhten Sandwüsten von Afrika verursachen, und so fahren sie denn noch die wenigen Grade auf einem sichern Meere westwärts, um in den Städten von Südamerika die Bedürfnisse einzunehmen, die auf der langen Reise von Ostindien sehr leicht ausgehen.

Herrmann. Nun verstehe ich das. — Und ein solches Schiff war die Princessa Carlotta?

Vater. Ja. — Der Gouverneur Arcos hatte aber dies Schiff, sobald es nach Bahia kam, in Beschlag nehmen lassen, um sich dessen zum Transporte der Kriegsbedürfnisse nach Pernambuco zu bedienen, wo eben damals die Rebellion ausgebrochen war, der man von Seiten der Regierung auf das schleunigste vorbeugen mußte. Das Schiff mußte also wirklich erst dahin.

Wilhelm. Aber war denn das so gleichviel? Durfte denn der Gouverneur so mir nichts, dir nichts das Schiff dazu gebrauchen, oder gar dem Capitain dazu zwingen? —

Vater. Ja. Denn erstens: es war möglich, daß das Schiff ein Portugiesisches Schiff war, und stand also, sobald es in Bahia einlief, so gut unter Befehl des Gouverneurs, wie in unserm Vaterlande der Soldat eines andern Regiments unter dem General, in dessen Garnison er sich gerade aufhält. Zweitens war es hier eine Notfallsache. Versäumniß hätte zu viel geschadet. Und drittens, war vielleicht der Capitain des Schiffes als ein guter braver Unterthan selbst davon überzeugt, daß er sich hier nicht weigern durfte. Wußte er doch überdies, daß die Regierung ihm, in dem Fall, daß er sein Schiff einbüßte, allen Schaden

erschen werde. Und gesezt, er wäre von einer ganz fremden Nation gewesen, so wäre es doch seine Pflicht gewesen, zur Erhaltung der Ordnung in der Welt beizutragen, so viel er konnte. — Dies Schiff, Princessa Carlotta, war von Par-  
namucco zurückgekommen; es wollte nun nach Europa, und da benutzte der Prinz diese, schöne Gelegenheit der Rückreise ins Vaterland. — Nach herzlichem Abschiede von seinen Freunden und un-  
ter lebhafter Rückerinnerung an alles das, was  
der Prinz in diesem, von seinem Vaterlande so  
entlegenen Welttheile Merkwürdiges gesehen hatte,  
gieng er am zehnten Mai des Abends an Bord.  
Die Anker wurden gelichtet; ein frischer günstiger  
Wind wehete aus der Bahia de Todos os San-  
tos hinaus, schwelte die Segel und schnell schwand  
die Stadt aus unseres Prinzen Nähe. Bei eins-  
tretender Nacht sah man nur noch die einschlie-  
senden Gebirge des Meerbusens in trüber Ferne,  
und endlich verloren sich auch diese in dem Dun-  
kel der Nacht. Der Wind ließ bald nach und  
wehete nur schwach; daher behielt man die beiden  
folgenden Tage die Küste noch immer vor Augen.  
In der Nacht verstärkte sich der Wind wieder und  
nun war am folgenden Morgen das Land ver-  
schwunden. Das Wetter war schön, weder zu  
heiß, noch zu kühl; der Wind blieb günstig und

das Meer hatte eine herrliche dunkelblaue Farbe angenommen. Das Vorgebirge Augustin wurde umsegelt und zu der größten Freude der Schiffsgesellschaft hatte man die Gegend von Pernambucco glücklich zurückgelegt.

Minna. War denn das so wichtig?

Water. Allerdings. Man mußte befürchten, von den dort kreuzenden Portugiesischen Kriegsschiffen angehalten und zum zweitenmale gegen die Empörer gebracht zu werden. — Der Wind wurde nun etwas ungünstig und zwang den Capitain, die Richtung nach der Insel Fernando zu nehmen, wo es denn, als eine gewöhnliche Folge des vahen Landes, starke Windstöße und Regenschauer gab. Hier bemerkte man auch schon sehr viel Seeadler und fliegende Fische. Bald aber, da man diese Insel zurückgelegt hatte, wurde das Wetter wieder gut und heiter; freundliches Mondlicht erleuchtete das schöne Schiff mit seinen zahlreichen geschwungenen Segeln. Müdig in der Abendfühlung auf dem Verdecke sitzend, erfreute sich die Gesellschaft der herrlichen Beleuchtung in den hohen Masten und weißen Segeln des Schiffes; man verlor sich in den Betrachtungen über diese kühne große Erfindung des menschlichen Geistes, womit er die Welttheile beherrscht und durchmischt. Das stolze Schiff fliegt gleich einem Vogel still

und ohne Geräusch vor dem Winde dahin; es hebt sich der Vordertheil des schwer beladenen Gebürs des und fort gleitet es, um bald wieder tief in die Fluthen einzutauchen; brausend und in weißen Schaum verwandelt, theilen sich vor seinem gewaltigen Körper die rollenden Wogen. So hatte die Carlotta schon vier Monate von Calcutta nach Bahia gesegelt, den Stürmen und dem Wetter gestroht und keinen Schaden genommen, während Kriegesschiffe am Vorgebirge der guten Hoffnung in ihrer Nähe verunglückten.

Wilhelm. Möchte das Alles wohl mit ansehen haben!

Vater. Ein Wunsch, den wir gewiß Alle haben. — Die Gesellschaft war erfreut, die Finsel Fernando hinter sich zu haben, indem die Nähe des Landes gewöhnlich Veränderungen im Wetter hervorbringt. Der Prinz sahe diese Finsel selbst nicht; sie ist ungefähr drei Meilen lang und oft ist sie Verbrechern von Portugal aus zum Aufenthalt angewiesen. — Ein bedeutender Grad von Wärme, Regenschauer und abwechselnde Windstille waren der Beweis, daß man sich nahe am Äquator oder an der Linie befand; in der Nacht vom zweit bis drei und zwanzigsten Mai wurde sie durchschnitten.

Minn.a. Und so war man denn wieder auf der nördlichen Halbkugel?

Vater. Ja. Dieser Gedanke erfüllte die ganze, so lange vom Vaterlande getrennt gewesene Schiffsgesellschaft mit lauter Freude.

Herrmann. Kam denn Neptun nicht wieder?

Vater. Der Prinz erwähnt seiner nicht. Vielleicht erscheint er nur, wenn eine Schiffsbesatzung zum erstenmale die Linie passirt. Die Besannung der Carlotta hatte aber bei der Reise nach Calcutta von Europa aus diesen Weg schon einmal gemacht. — Die Windstille und die Regenschauer hielten immer an; und endlich stürzte der Regen mit selcher Hestigkeit auf das Schiff, daß er an vielen Stellen eindrang. Erst in der Hdhe der Cap-Verdischen Inseln — Wilhelm, wo liegen diese?

Wilhelm. Zwischen Afrika und Amerika. Es sind ihrer zehn, davon die grösste Fago heißt.

Vater. Richtig. — Erst hier nahm die Hitze ab und der Wind wehete so stark, daß sich das Schiff oft ganz auf die Seite legte. Das unfreundliche Wetter, das länger anhielt, war oft des Abends von heitern Stunden unterbrochen. Der Prinz erwähnt bei dieser Gelegenheit des schönen Anblicks des südlichen Himmels, an dem besonders das schöne Sternbild, das Kreuz, mit vorzüglicher Klarheit funkelte. Wenige Tage nachher, bei dicken Wolken und trübem windigen Wetter, erschien ein großes dreimastiges Schiff, das seinen Lauf gerade

auf das Schiff unseres Prinzen zu nahm. Man erschrack und hatte Ursach, besorgt zu seyn —

Herrmann. Weshalb denn?

Vater. Vergißt Du etwa, an welcher Küste der Prinz jetzt war?

Herrmann. An der Nord-Afrikanischen, im Atlantischen Meere.

Vater. Gut. Und was für saubere Gesellen pflegen sich da zuweilen blicken zu lassen?

Herrmann. Ach, es ist ja wahr, die Corsaren oder Seeräuber von Algier, Tunis, Tripolis und den Maroccanischen Häfen —

Wilhelm. Besonders aus Salee —

Vater. Richtig. Diese schwärmen im Meere herum, um fremde Kauffartheischiffe aufzusuchen und wegzunehmen.

Minna. Und man sah dieses Schiff für einen Corsaren an? Oder war es wirklich einer?

Vater. Man kam mir dem bloßen Schrecken davon; denn das gefürchtete Schiff zog, sobald es näher kam, die holländische Flagge auf.

Josephine. Wurde ich doch ordentlich schon besorgt!

Vater. Jetzt war man ohngefähr in der Richtung der Straße von Gibraltar, und ehe man das hin kam, hatte man die angenehmste Unterhaltung durch die Fischerei. Besonders hatte ein ganzer

Schwarm Doraden — eine Art der schönsten und zugleich schmackhaftesten Fische — das Schiff ums gaukelt, ohne daß man im Stande war, einen zu fangen. Endlich gelang es dem Bootsmann, einen zu angeln. Der Anblick dieses Thieres, das aufs Verdeck gezogen wurde, gewährte viel Vergnügen. Das reinstie Himmelblau schmückt in mannichfältiger Abwechselung mit einem Goldglanze schillernd den Körper des schönen Fisches, und dunklerblaue Punkte zeigen sich auf der goldenen Grundfarbe. Diese wird gelb, wenn das Thier tot ist; überhaupt verliert er durch das Entweichen des Lebens die Schönheit.

Am folgenden Tage wurde der Wind frischer und erlaubte es, die Richtung weiter nordwestlich nach den Azorischen Inseln zu nehmen, um sich auf diesem Wege den Küsten von Portugal zu nähern. Der Wind wurde immer heftiger; er warf die schäumenden Wellen bis auf das Verdeck, und die Regenschauer mit verstärktem Winde machten, daß man die meisten Segel einnehmen mußte. Die folgenden Tage war der Himmel wild mit Sturmgewölk bedeckt. Der Wind heulte und Regenströme stürzten herab; das Wasser floß auf dem Verdecke und wild aufspritzend schlugen die Wogen mit solcher Heftigkeit gegen das Schiff, daß seine Wände unaufhörlich erbebten. Man bemerkte ein

anderes Schiff, das, gleich dem des Prinzen, mit wenigen Segeln dem Ungestüm des Windes und des Sturmes Trok zu bieten suchte. Gegen Mittag entstand plötzlich eine schreckliche Verwirrung. Der Wind, der bisher mit großer Heftigkeit aus Norden gewehet hatte, sprang plötzlich nach Nordwesten um.

Minna. War denn das so gefährlich?

Vater. Gewiß, denn er drohte alle Masten zu zerbrechen. Alles eilte nun aufs Verdeck, und Federmann legte Hand an, um die Segel herabzureißen, welches bei dem heftigen, mit Regen verbundenen Sturm nicht so leicht zu bewerkstelligen war. Selbst der Schiffsprediger, ein Maratte aus Goa, der Schiffsarzt und alle Reisenden legten Hand an, und so gelang es der vereinigten Anstrengung, dieser schrecklichen Gefahr zu entgehen. Diese unangenehme Witterung hatte man der Nähe der Azorischen Inseln zuzuschreiben; man sah mehrere Schiffe, die eben so mit dem Winde und Sturm kämpften. Man lief neben der Insel Fayal, eine der Azorischen, vorbei; man hielt sich nun weiter nördlich und erblickte um Mitternacht plötzlich ein Schiff, das man für einen Amerikanischen Corsaren erkannte. Schreiten befiehl die Mannschaft; rasch wurde das Schiff gewendet, und da die Wachen auf dem Corsaren

zu schlafen schienen, so entging man glücklich der Gefahr; denn bei Unbruch des Tages war das gefürchtete Schiff nicht mehr zu sehen.

Wilhelm. Noch vor dem Thorschlusse solche Gefahren? —

Vater. Der Sturm dauerte immer noch fort. Man sah mehrere Schiffe, denen man aber immer sorgfältig auswich; denn gewöhnlich kreuzen eine Menge von Corsaren in diesen Gewässern, welche sehr lustern nach den reichen Ladungen der Portugiesischen Indienfahrer sind, die sämmtlich diese Straße passiren müssen. — Die See hatte eine bleigraue Farbe und war mit weißem Schaum bedeckt; sie gab dem Schiffe die heftigsten Schläge, während ein günstiger Sturm — das heißt, ein Sturm auf das Hintertheil — dasselbe pfleilschnell vor sich her trieb. Die Wache auf dem großen Masten zeigte mehrere Schiffe an, denen man aber auswich, da man keine Kanonen am Bord hatte. Der Raum, den man bis an die Europäischen Küsten noch zu durchlaufen hatte, war nicht sehr bedeutend; aber wegen der vielen Corsaren gefährlicher als die ganze übrige Reise. Man beobachtete jedes Schiff, deren man jetzt mehrere sah, und nahm dann gleich einen andern Lauf. Dies war noch immer vollkommen geglückt bis man eines Morgens am Ho-

rizonte ein Schiff bemerkte, das die Richtung zu halten schien, die das Schiff des Prinzen hielt. —

Herrmann. Ich will doch nicht fürchten —  
Vater. Nur Geduld. Der Steuermann der Carlotta, der sich schon einmal in der Gefangenschaft der Corsaren befunden hatte, so wie der Capitain und alle Seeleute beobachteten dies Schiff mit einer besondern Aufmerksamkeit, indem sie laut erklärtten, daß es ihnen verdächtig vorkäme. Man sah nun, daß es seinen Lauf gerade auf des Prinzen Schiff richtete, und daß es alle Segel besetzte, um es einzuholen. Gegen zwölf Uhr sah man zu allgemeiner Bestürzung, daß das fremde Schiff ein Amerikaner Schooner, also wahrscheinlich ein Corsar sey; auch that es in diesem Augenblick einen Rationenschuß zum Zeichen, daß man es erwarten solle, und zog die Portugiesische Flagge auf.

Wilhelm. Das war ja gut! da mag sich die Schiffsbesatzung der Carlotta gefreuet haben!

Vater. Meynst du? — Geraude dies vermehrte die Bestürzung, weil man wußte, daß die Corsaren sehr oft falsche Flaggen gebrauchen, um die Schiffe, die sie nehmen wollen, erst recht sicher zu machen. Jetzt entstand allgemeine Bestürzung; jeder lief in den Raum hinab, um sei-

ne Habseligkeiten zu verbergen, so gut es möglich war. Man meißelte Nischen in die innere Bekleidung des Schiffes, um darin die wichtigsten Sachen, Geld, Papiere und dergleichen zu verbergen.

*Josephine.* Würde es denn da sicher gewesen seyn?

*Vater.* Das glaube ich nicht. Wenn man es wirklich mit Seeräubern zu thun hatte, so möchten diese bei der Plünderung wohl kein Plätzchen unbemerkt und undurchsucht gelassen haben.

— Das Mittagessen wurde aufgetragen, aber keiner hatte Appetit; Niemand hielt sich lange dabei auf. Der Ruf: „Der Schooner ist schon nahe heran!“ versammelte Alles auf dem Verdecke. Erwartungsvoll und stille, ohne einen Laut standen Alle und blickten mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem schönen Kriegsschiffe hin, das mit allen Segeln, nett und schlank wie ein Vogel näher kam, und die Mündungen der Kanonen entblößt hatte. Auf dem Verdecke standen eine Menge Menschen, Kopf an Kopf gedrängt, unter denen man, als Bestätigung des Verdachtes, verschiedene Neger und farbige Menschen erblickte.

*Mina.* Wie konnte dies aber den Verdacht bestätigen?

*Reise nach Brasilien, II.*

22

Vater. Weil die Besatzung eines solchen Capers oder Corsaren aus Menschen aller Art besteht, die sich, um plündern und rauben zu können, eingefunden haben. — Doch weiter! In dem Augenblick, als man nun sein Urtheil erwartete und angegriffen zu werden fürchtete, ergriff der Officier des schrecklichen Schiffes das Sprachrohr und fragte die in banger Erwartung da stehenden: wer sie wären, und woher sie kämen? Die Antwort erfolgte prompt. Aber in diesem Augenblicke — denkt Euch lebhaft die Freude! —

Wilhelm. Die Freude? — Nun?

Vater. Erkannten einige der Matrosen aus dem Mastkorbe, daß der so sehr gefürchtete Corsar — ein Portugiesisches Kriegsschiff sey.

Herrmann. Das war gut! Gottlob!

Vater. Ein allgemeiner Jubel verbreitete sich jetzt auf dem Schiffe des Prinzen. Alle wünschten einander Glück.

Wilhelm. Hatten's auch Ursach!

Vater. Der kommandirende Officier des Kriegsschiffes Constantia, so hieß es, gab nun Befehl, ihn zu erwarten, indem er rief, daß er ein Boot an den Bord der Carlotta senden würde. Das Kriegsschiff gieng nun um das Schiff des Prinzen herum, legte dann bei, setzte ein

Boot aus und ein Lieutenant kam, der die Besorgniß wegen Unsicherheit dieser Meere vollkommen bestätigte. Das Schiff Constantia war wirklich ein sehr schöner Amerikaner Schooner, den die Regierung gekauft und ausgerüstet hatte, um in diesen Gewässern gegen die zahlreichen Corsaren zu kreuzen. Er führte achtzehn Kanonen, und hatte vor sechzehn Tagen Lissabon verlassen. Erst vor wenig Monaten hatte eine Portugiesische Fregatte einen solchen Corsar genommen; ein anderer dieses Geschlechters hatte den großen Portugiesischen Indiensfahrer Asia Grande in dieser Gegend angegriffen und verfolgt, aber nicht genommen, indem der letztere zwanzig Kanonen am Bord hatte und sich tapfer verteidigte. — Froh, daß diese beunruhigende Läuschung sich auf eine so glückliche Art aufklärte, zog man die Segel auf und beide Schiffe trennten sich. —

Einige Tage nachher, Nachmittags um zwei Uhr, erschallte von der Spitze des großen Mastes der fröhliche Ruf: „Land! Land!“ —

Josephine. Und dies war?

Vater. Die Küste von Portugal; und zwar das auf der nördlichen Seite vom Ausflusse des Tajo liegende Vorgebirge Roca. Bald erhob sich die Küste deutlicher vor den Blicken der Schiffsbesatzung, obgleich Wolken die schöne Ansicht et-

was trübten. In der Ferne zeigten sich die Schiffe verschiedener Nationen. Mehrere Fischerboote näherten sich. Man gab ihnen zu verstehen, daß man einen Piloten oder Führer durch den oft gefährlichen Eingang in den Hafen zu haben wünschte. Dieser Wunsch wurde gleich erfüllt, und am folgenden Morgen, den ersten Juli, stand die ganze Besatzung der Carlotta auf dem Verdeck, um die Küsten des vaterländischen Welttheils zu begrüßen. Dann segelte man in die Mündung des Flusses Tajo ein. Der Nebel, der über der ganzen Gegend hinlag, hatte sich nun verloren; die Ufer mit ihren Dörfern, Kirchen und Gebäuden zeigten sich deutlich, und überall erschienen die weißen Häuser, die abgemaheten Felder. Gegen Mittag ankerte die Carlotta am nördlichen Ufer des Tajo zu Belem, dem Anfange der Stadt Lissabon. Nachmittags kam die Gesundheitsuntersuchung —

Herrmann. Das ist?

Vater. Eine Einrichtung, die in allen Seestädten herrscht. Kein ankommendes Schiff darf ausladen oder anlegen, ehe nicht obrigkeitsliche Personen und dazu bestimmte Aerzte die Mannschaft des ankommenden Schiffes genau visitirt haben, ob sie nicht ansteckende Krankheiten mitbringt. Diese Einrichtung ist um so udthiger, da manche

sehr tödtliche Krankheiten durch Gleichgültigkeit gegen den Gesundheitszustand der Ankommenden verbreitet werden können. So werden Pest und gelbes Fieber sehr oft in ein Land gebracht und raffen Hunderte von Menschen hin, blos, weil man diese polizeiliche Aufmerksamkeit unterließ. —

Am folgenden Morgen, — denn man blieb die Nacht vor Ufer liegen — segelte man nach der Stadt hinauf, deren Anblick vorzüglich schön ist. Sie breitet sich längs dem Ufer weit zu einem sanften Rücken aus, und die weißen Häuser mit den rothen Dächern, so wie viele ausgezeichnete schöne Gebäude und Paläste machen die Ansicht zu der einzigen ihrer Art. Zwischen den Gebäuden treten die schönen dunkelgrünen Gebüsche von Lorbeer, Citronen, Orangen und Eypressen hervor. Der Tajo gewährt hier eine ausgezeichnete schöne Ansicht. Nach dem Lande hinein gleicht er einem Meere, da seine äußerst niedrigen Ufer so weit zurücktreten, daß man sie völlig aus dem Auge verliert. Schiffe aller Art und von allen Nationen durchkreuzen einander, und reges und thätiges Leben herrscht überall.

Etwas über acht Tage blieb der Prinz Maximilian in dieser Hauptstadt; dann fuhr er mit einem Englischen Packetboote —

Wilhelm. Packetboote?

Vater. Ist ein kleineres, leicht gebautes und schnell segelndes Schiff, das immer zu gewisser Zeit mit Briefen, Paketen und Reisenden von einer Seestadt zur andern abgeht. Es ist das, was die fahrenden Posten zu Lande sind. — Mit einem solchen Boote fuhr der Prinz Mittags, den zwölften Julius ab und landete schon den zehnten Tag zu Falmouth in England.

Minna. Sehr geschwind!

Vater. Eine Folge der schönen Einrichtung und Bauart dieser englischen Fahrzeuge, auf dem der Prinz, des oft widrigen Windes und der Windstille ungeachtet, diese Reise so bald zurücklegen konnte. — Diese Fahrzeuge sind sehr nett und reinlich, die Lebensart und der Tisch ist gut und zu den Seeleuten auf denselben wählt man die geschicktesten und ordentlichsten. Im Kriege nimmt man dazu die leichtesten, sichersten und am besten segelnden Zweimaster; man bewaffnet sie dann mit acht Kanonen und ein und dreißig Mann.

Wilhelm. Ja nun, dann kann man sich schon einen kleinen Feind vom Leibe halten.

Vater. Von Falmouth reiste der Prinz nach London und von dort, nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen, nach Dover —

Herrmann. Um über den Kanal zu schiffen?

Vater. Ja. Glücklich und schön war die Fahrt über den Kanal; schon vor Einbruch der Nacht landete unser trefflicher Prinz in Flandern, und nun gieng die Reise über Gent, Brüssel, Lüttich und Aachen dem vaterländischen Rheine zu. —

M i n n a. Gottlob, daß unser edler Prinz glücklich in seinem Vaterlande ankummt.

Vater. Und lange möge ihn die Vorsehung erhalten!

A l l e. Ja, das ist auch unsers dankbaren Herzens einziger Wunsch.

---

E n d e.

# Durch alle Buchhandlungen sind zu haben:

---

- Bredow, G. G., uniständlichere Erzählung der merkwürdigen Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte. Für den ersten Unterricht in der Geschichte, besonders für Bürger- und Landschulen, 7te von J. G. Kunisch verbesserte und vermehrte Ausgabe, gr. 8. 1821. 2 fl.  
— — eben dieses Buch in einem Auszuge, vom Herrn Verfasser selbst, 12te verbesserte Ausl. gr. 8. 1822. 20 kr.
- Buttmann, D. Ph., griechische Schul-Grammatik. 6te Ausgabe, 8. 1822. 1 fl.
- Campe, J. H., die Entdeckung von Amerika. Ein Unterhaltungsbuch für Kinder und junge Leute, 3 Thle. mit 3 Karten, 8. 1821. 2 fl.
- — Robinson der Jüngere. Ausgabe der letzten Hand. 8. 1821. 1 fl.
- — le nouveau Robinson. Traduit de l'Allemand par J. D. Grandmottet. V. edit. 8. 1822. 1 fl. 20 kr.
- — kleine Seelenlehre für Kinder. Ausgabe der letzten Hand, mit 5 prächtigen Kupferstafeln von der Meisterhand des Herrn von Mechel, 8. 1821. 1 fl. 12 kr.
- Ottag, T., Sittenbüchlein für die zarte Jugend beiderlei Geschlechts. Neueste verb. Aufl. 8. 1819. 24 kr.
- Gretschend, G. F., lateinische Gram. f. Schulen, nach Wenck's Anlage umgearb. Erster Band, welcher die Formenlehre und Syntaxe enthält. 3te Ausl. gr. 8. 1823. 1 fl. 12 kr.
- Krafft, F. L., Handbuch der Geschichte von Altgriechenland. Zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische. 2te besonders in der lateinischen Phraseologie durchgängig verb. und wohlfeilere Ausg. 8. 1822. 1 fl.
- Krummacher, D. Fr. A., Bibelkatechismus, das ist, kürzer und deutlicher Unterricht von dem Inhalt der heiligen Schrift, neueste Auslage. 8. 1821. 20 kr.
- — Johannes, ein Drama, mit 1 tressl. Kupf. 8. 1816. 1 fl. 30 kr.
- — Parabeln, 3 Thle. 5te verb. Ausl. 8. 1821. 2 fl. 24 kr.
- Kossius, K. F., Gumal und Lina. Eine Geschichte für Kinder, zum Unterricht und Vergnügen, besonders um ihnen die ersten Religionsbegriffe beizubringen. 3 Thle. 5te Ausl. 8. 1818. 2 fl.
- Nass, C. G., Naturgeschichte für Kinder. Nach des Verfassers Tode besorgt von Dr. F. A. A. Meyer; mit fünfzehn Kupfern. 13te verb. Ausl. gr. 8. 1822. 1 fl. 45 kr.





BM1 875 550

Scandale